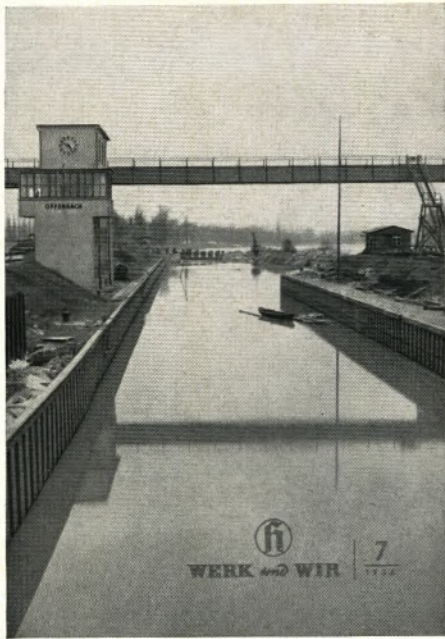




WERK und WIR

7

1956



Beim Bau der Schleuse Offenbach am Main wurden „Stahlpundbohlen Hoesch“ verwendet. Diese Schleuse gehört zum Rhein-Main-Donau-Großschiffahrtsweg.

INHALT

Stahlpundwand „System Hoesch“	227
Vorgesetzte lernen weiter	233
Frau Käthe und der Lebensstandard	235
Im Kampf mit Gas und Staub	236
Gesetzeslücke geschlossen	238
Ist der Großstädter wirklich einsam?	239
Walter Stein – 25 Jahre Geschäftsführer	241
Im Bergwerk der Lehrlinge	242
Wiedersehen nach 42 Jahren	243
Im Bann des königlichen Spiels	244
Für einen Groschen zwei Wochen Goethe	245
Ein voller Erfolg	246
Jedes Kind braucht eine Heimat	248
Wir bleiben zu Hause	250
Borussia hat es geschafft	251
Vorbeugen besser als Heilen	252
Zwei Geschichten von Franz Wurm	256
Jubilare	258
Fotowettbewerb	259

Rückseite: Blick vom Großhochofen VI auf das Thomas- und Siemens-Martin-Werk der Westfalenhütte.

Der Mensch wird immer wichtiger!

Eine sehr nüchterne volkswirtschaftliche Betrachtungsweise sieht den Menschen als einen der drei Produktionsfaktoren an, der neben den beiden anderen, Kapital und Boden, steht. Man erlitt aber bald Schiffbruch, wollte man den Menschen mit dem Real- oder Geldkapital gleichsetzen, das man beliebig – dort also, wo es die höchsten Erträge verspricht – einsetzen kann. Nur der Mensch kann geistige Leistungen vollbringen; die Voraussetzung dafür ist, daß überhaupt produziert wird.

In letzter Zeit häufen sich die Berichte über die Automatisierung der Produktions- und Verwaltungsprozesse, und fast immer klingt die Sorge an, der Mensch oder wenigstens eine große Anzahl von Menschen könne überflüssig werden. „Die menschenleere Fabrik“ – das ist das Schreckgespenst der modernen Technik. Nicht wenige Zeitgenossen malen es an die Wand. Aber ist es denn wirklich ein Schreckgespenst? Je leerer die Fabrikhallen werden, um so tüchtiger, um so verantwortungsbewußter müssen die Menschen werden, die in ihnen an den schier wunderbaren Schöpfungen unserer Techniker arbeiten. Niemals also werden die Maschinen den Menschen verdrängen können, denn schließlich sind es Menschen, die diese Maschinen erdenken, bauen und dann lenken und warten.

Wenn auch in gewissen Wirtschaftszweigen die weitere Mechanisierung und Automatisierung die Leistung je Arbeitskraft immer weiter steigern werden, ergeben sich gerade um des willen in diesen Betrieben, mehr aber noch in anderen Zweigen unserer so stark verästelten Wirtschaft ganz neue Aufgaben. Ist es ein Zufall, daß die Schlagworte „Automatisierung“, „Facharbeitermangel“ und „Nachwuchsmangel“ gleichzeitig die Spalten der Zeitungen und Zeitschriften füllen? Wohl nicht.

Anläßlich der Einweihung der Lehrlingswerkstätte der Westfalenhütte vor nunmehr drei Jahren stellten und verneinten wir die Frage, ob denn die Maschine den gelernten Arbeiter verdränge oder ablöse. Seither ist noch klarer geworden, daß, je vollkommener unsere Maschinen werden, um so „gelernter“ unsere Menschen sein müssen und daß mithin „der deutsche Arbeiter keine Gelegenheit versäumen darf, in ihm schlummernde Kräfte zu wecken, sich weiterzubilden, sein fachliches Wissen und Können zu vertiefen und darüber hinaus wirtschaftliche Zusammenhänge zu erkennen“. Das gilt für alle Arbeiter im weitesten Sinne, also für alle Arbeitnehmer, wobei wir mit einer gewissen Genugtuung vermerken, daß die Begriffe Arbeiter und Angestellter sich immer mehr verwischen und eines nicht allzu fernen Tages wohl nur mehr an vergangene Zeiten erinnern werden. Besonders jene Arbeitnehmer, die die fachlichen, geistigen und charakterlichen Fähigkeiten haben, Führungsaufgaben irgendwelcher Art zu übernehmen – Führungsaufgaben nicht nur über Menschen, sondern auch über Maschinen also –, müssen und sollten sich noch mehr als bisher bemühen, nicht nur den schon jetzt gestellten, sondern den auf sie zukommenden Aufgaben gewachsen zu sein.

Man spricht von einem „internationalen Wettrennen um die Intelligenz“ und zitiert mit Vorliebe Zahlen über die Ausbildung von jungen Führungskräften an den Hochschulen der Vereinigten Staaten von Amerika und der Sowjetunion. Schwere Sorge packt uns, wenn wir diese Zahlen mit unseren Verhältnissen vergleichen. Häufig aber übersieht man, daß es ebenso wichtig ist, alle bereits in der Praxis wirkenden Führungskräfte in Bildung und Wissen den Notwendigkeiten von heute und morgen gegenüber zu wappnen, ganz im Sinne dieses Wortes: ihnen die geistigen „Waffen zu geben“, die allein die Gewähr bieten, daß jeder einzelne und wir alle den schweren Kampf in der modernen Arbeitswelt bestehen.

Die Deutsche Volkswirtschaftliche Gesellschaft in Hamburg hat schon seit Jahren auf das Auseinanderklaffen der sich fast überschlagenden technischen Entwicklung und der Aus- und Fortbildung aller unserer Führungskräfte, gerade auch der mittleren Führungskräfte, hingewiesen. Jetzt hat sie in Bad Harzburg eine feste Lehr- und Forschungsstätte – Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft, middle management – begründet. Eine Reihe von Mitarbeitern aus allen unseren Werken – Vorarbeiter, Meister, Gruppenführer, Betriebsassistenten, Ingenieure, kaufmännische Angestellte, insbesondere auch Betriebsratsmitglieder – haben bereits an Seminaren und Aussprachen dieser Akademie teilgenommen, und auch weiterhin sollten möglichst viele geeignete Mitarbeiter dorthin entsandt werden. Ein Bericht dieses Heftes gibt Aufschluß über die Vielseitigkeit des Programms der Akademie; er vermittelt gewiß auch manche Anregung.

Natürlich kommt niemand als perfekter Volks- oder Betriebswirt oder gar als vollendeter Lebenskünstler aus Bad Harzburg zurück. Die Teilnehmer der Seminare werden durch hervorragende Wissenschaftler und Fachleute in die volks- und betriebswirtschaftlichen sowie die sozialpolitischen Gegenwartsprobleme eingeführt. Sie diskutieren mit ihren Dozenten arbeits- und sozialrechtliche Fragen, Probleme der Menschenkenntnis und der Menschenführung sowie die Zusammenhänge zwischen betrieblicher Leistung und gesunder Lebensführung. Selbstverständlich muß jeder Teilnehmer von sich aus zu Hause weiterarbeiten, wenn er sich den vermittelten Wissensstoff aneignen will. Aber wer einmal erkannt hat, daß man nur durch Leistung vorwärtskommen kann, und wer darüber hinaus begreift, daß man unablässig an sich selbst arbeiten muß, wenn man andere Menschen anleiten, ihnen Vorbild sein und sie etwas lehren will, wird Freude an der eigenen Weiterbildung haben; und wer das Wissen um die eigene Arbeit hineinstellen kann in die größeren Zusammenhänge, hineinstellen kann in Leben und Arbeit der größeren Gemeinschaft, dem wird seine Arbeit doppelte Freude machen. So gilt immer wieder das schöne Schillerwort, das wir bei der Einweihung der Lehrwerkstätte sagten:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,

Und dazu ward ihm der Verstand,
daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Dr. Harald Koch



WERK *und* WIR

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE MITARBEITER
UND FREUNDE DER HOESCH WERKE AG

4. JAHRGANG

JULI 1956

HEFT 7

ALTENESSENER BERGWERKS-AG
Essen-Altenessen



HOESCH BERGWERKS-AKTIENGESELLSCHAFT
Dortmund

DORTMUNDER PARAFFINWERKE GMBH
Dortmund



WESTFALENHÜTTE AKTIENGESELLSCHAFT
Dortmund



HOESCH WALZWERKE AG HOHENLIMBURG
Hohenlimburg



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK FEDERSTAHL
Kassel



DÖRKEN AKTIENGESELLSCHAFT
Gevelsberg



DORTMUNDER DRAHTSEILWERKE GMBH
Dortmund

CARL FLÜGGE GMBH
Hamburg



SCHMIEDAG AKTIENGESELLSCHAFT
Hagen i. Westf.



ZWEIGNIEDERLASSUNG WERK RUEGENBERG
Olpe i. Westf.



TRIERER WALZWERK AKTIENGESELLSCHAFT
Wuppertal-Langerfeld und Trier



MASCHINENFABRIK DEUTSCHLAND AG
Dortmund



HILTRUPER RÖHRENWERK GMBH
Hiltrup i. Westf.



BECKE-PRINZ GMBH
Dortmund und Hemer



HOESCH EISENHANDEL MBH
Dortmund



HOESCH KOHLENHANDEL GMBH
Dortmund



HOESCH DÜNGERHANDEL GMBH
Dortmund



HOESCH EXPORT GMBH
Dortmund

INDUSTRIEWERTE AG
Dortmund

Gesamtbelegschaft: 49992

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter und Freunde der Hoesch Werke Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Werke Aktiengesellschaft, Dortmund. Verantwortlich: Dr. jur. Harald Koch. Schriftleitung: Johannes Hoischen und Erhard

Jahn. Anschrift der Schriftleitung: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 30141. Fernschreiber: 032123, 032294. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Wörtlicher Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet. WERK UND WIR erscheint monatlich.

Bildnachweis: Titelbild, Rückseite und zwei Farbbilder im Tiefdruckteil: Kreuzner, Dortmund; zwei weitere Farbbilder im Tiefdruckteil: Hering, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Echterhoff, Dortmund; Eder, Essen; Heimer, Hohenlimburg; Kampmann, Kreuzner, Lopian, Steffen, alle Dortmund. Daneben Privat- und Archivfotos. Illustrationen: Leo Tilgner, Wetter/Ruhr.

Graphische Gestaltung: Karl-Georg Schmidt und Harry Esser.



Stahlspund- bohlen System Hoesch

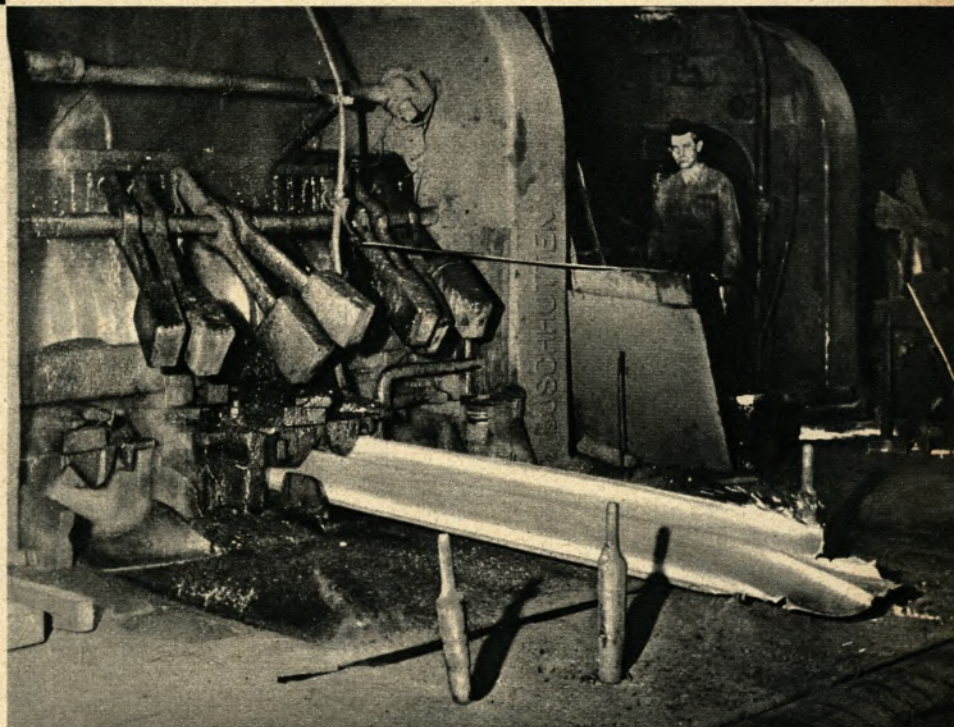
Der aus dem Thomaswerk kommende Rohstahlblock wird in der Blockstraße vorgewalzt (oben). Nun beginnt ein vielfaches Hin und Her, bis die Spundbohle den letzten Durchgang an der Fertigstraße hinter sich hat. Die Profilform ist deutlich zu erkennen

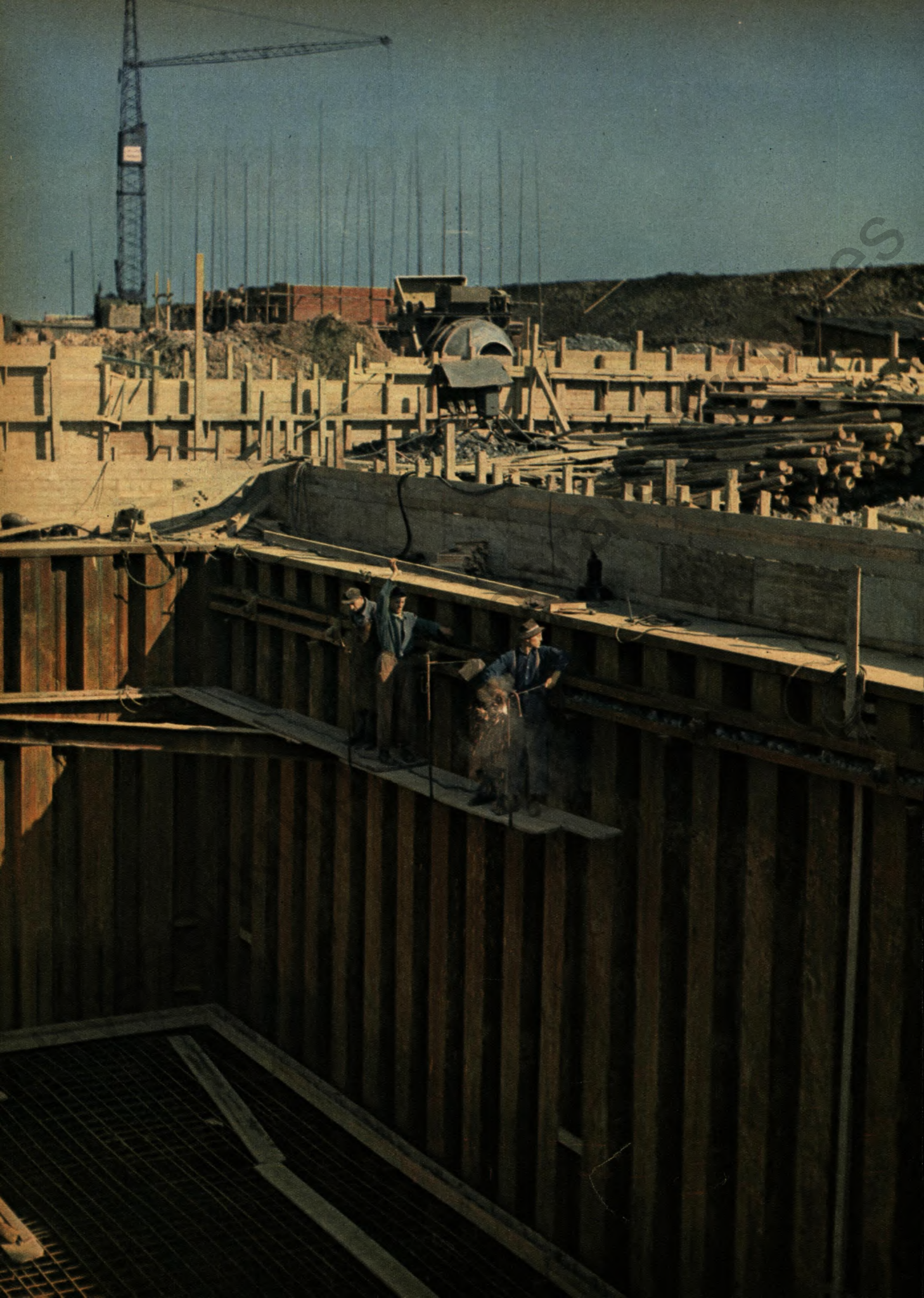
*Kreischend saust das Gewicht herab. Dumpf trifft
es auf den Kopf der Stahlbohle. Schlag folgt auf Schlag.*

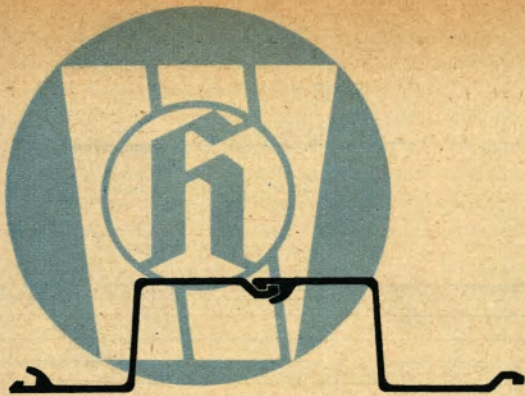
Immer tiefer schneidet sich der Stahl in den Boden.

Eine Bohle verzahnt sich mit der anderen.

*Die Spundwand wächst. Wasser und Land sind
sicher voneinander geschieden . . .*







Seit dem Jahre 1928 werden im Walzwerk I der Westfalenhütte Stahlspundbohlen „System Hoesch“ gewalzt. Aus einem Rohstahlblock von fünf bis sechs Tonnen Gewicht entsteht dieses hochqualifizierte Erzeugnis. Nicht nur der „Kalibreur“ am Reißbrett, der bei der Profilierung der Walzen sein ganzes Wissen und seine reichen Erfahrungen sichtbar werden läßt, auch der letzte Walzer muß sein ganzes Können aufbieten, damit die Stahlspundwand Hoesch ihre Stellung am Markt erweitern und von dem hohen Leistungsstand der Westfalenhütte Zeugnis ablegen kann.

Stahlspundbohlen Hoesch – in aller Welt

Die fertigen Spundbohlen gehen weit hinaus in alle Welt. Indien, Afrika, Neuseeland, Amerika, Uruguay und Kanada gehören neben vielen anderen Ländern zu den überseeischen Bestellern. Aber auch im europäischen Raum, beispielsweise in Holland, Österreich, der Schweiz, Schweden, Finnland, Dänemark, Norwegen und vielen anderen Ländern, sind die Stahlspundbohlen Hoesch, die in elf Profilgrößen hergestellt werden, zu einem Begriff im Tief- und Wasserbau geworden.

Nicht jeder hat Gelegenheit, ein Walzwerk zu besichtigen. Wir möchten deshalb hier, soweit es möglich ist, den Produktionsgang der Spundbohlen in Wort und Bild deutlich werden lassen.

In 24 Stunden vom Rohstahl zur Bohle

Nachdem der aus dem Thomasstahlwerk kommende Rohblock im Tiefofen die richtige Walztemperatur erhalten hat, wird er in der Blockstraße vorgewalzt. Nach dem Kappen der Stabenden läuft der Block in der gleichen Hitze der Fertigstraße zu. Ein vielfaches Hin und Her beginnt. Immer deutlicher kann man die endgültige Profilform erkennen, bis schließlich der Stab den letzten Durchgang als fertige Spundbohle verläßt. Er hat nun – je nach Profilgröße – eine Länge von fünfzig bis achtzig Metern erreicht und wird von der Warmsäge den vorliegenden Bestellungen entsprechend zerteilt.

Nach dem Abkühlen durchlaufen alle Stäbe die Richtmaschine, in der sie geradegebogen werden. Dann wandern sie zum Trägerlager, wo die aller-

Bild oben Auf dem Weg von der Fertigstraße wird die jetzt etwa sechzig bis achtzig Meter lange Spundbohle von der Blitzsäge auf die bestellte Länge geschnitten

Bild rechts Im Trägerlager werden zwei Einzelbohlen zu einer Doppelbohle zusammengezogen: das Seil ist deutlich erkennbar, das die eine Bohle in das Schloß der anderen hineinzieht. Links graten zwei Männer die rauhen Ränder ab

Nebenstehendes Farbbild Auch beim Bau unseres neuen Siemens-Martin-Werkes auf der Stockheide wurden Stahlspundbohlen zu den Gründungsarbeiten verwendet. Auf unserem Foto ist zu sehen, wie die Schlösser auf ganzer Länge geschweißt werden, damit eine hundertprozentige Wasserdichtigkeit gewährleistet ist





letzte Bearbeitung erfolgt. Dazu gehören das Abgraten, in den meisten Fällen das Zusammenziehen von zwei Einzelbohlen zu einer Doppelbohle, und das Lochen. Große Kräne mit einer Tragkraft von zehn Tonnen und einer Portalweite von dreißig Metern besorgen die Verladung. Etwa 24 Stunden sind notwendig, bis aus dem Rohstahl vom Thomaswerk das Walzprodukt „Stahlspundbohle“ versandfertig gelagert ist!

Der Labyrinthverschluß

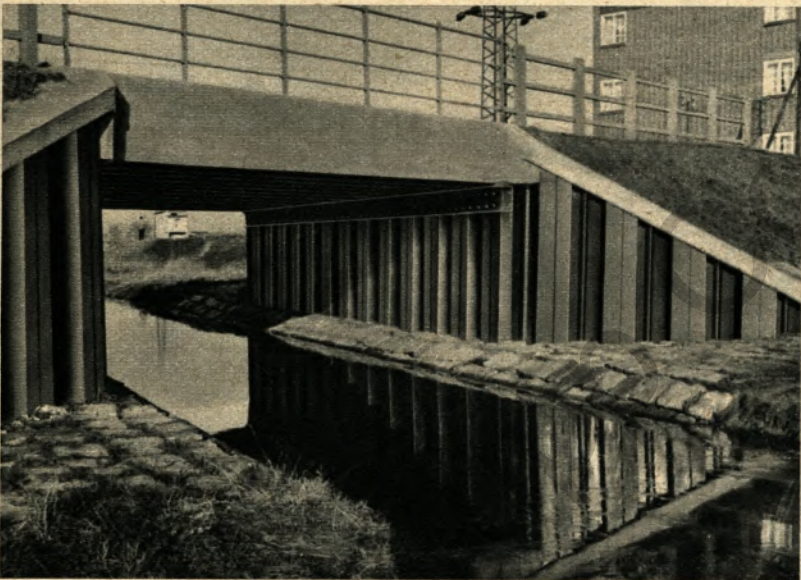
In den Jahren um 1870, als die Hafenbecken und Kaianlagen immer größer wurden und der Holzbau zur Befestigung der Uferwände nicht mehr ausreichte, versuchte man zuerst Uferwände aus zusammengenieteten, handelsüblichen Formstählen zu bauen. So wurde aus U- und I-Stahl im Lauf der Zeit die technisch hervorragende Spundwand Hoesch entwickelt. Mit dem technischen Fortschritt ging die Verbreitung der Spundwand Hand in Hand. Immer neue Anwendungsgebiete wurden erschlossen. Das lag nicht zuletzt an der fast sprunghaften Entwicklung gut walzbarer, praktisch wasserdichter Schlösser. (Schlösser nennt man die in der Zeichnung sichtbaren eckigen Klauen, die die einzelnen Bohlen zusammenhalten.) Die Stahlspundwand Hoesch besitzt ein Schloß mit sieben Ecken (Labyrinthverschluß), das zwangsweise eine gute Selbstdichtung besitzt, insbesondere, wenn Wasser dagegen schlägt, das mit Sand und Schmutz verunreinigt

Spundwand überall! Als Abflußkanal wie hier in Gelsenkirchen ...

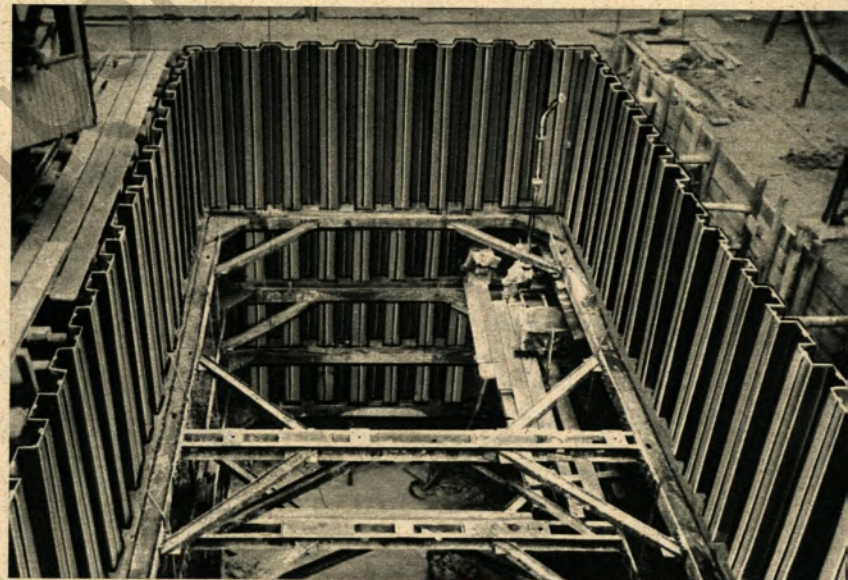
ist und auf diese Weise alle Ritzen verstopft. Damit wird klar, daß eine der wichtigsten Anforderungen, die an eine gute Spundwand gestellt werden, die Wasserdichtigkeit ist. Außerdem muß die Spundwand gut eingeschlagen – gerammt – werden können. Erwünscht sind ferner klare statische Verhältnisse, die das Risiko beim Einsatz auf ein Minimum beschränken.

Spundwände machen Taucherglocken überflüssig

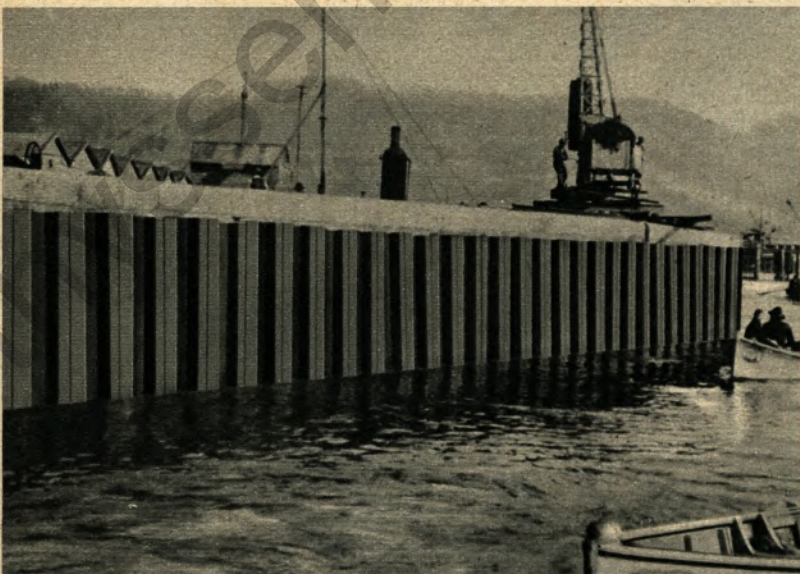
Will man ein Haus, ein Maschinenfundament oder einen Brückenpfeiler tiefer gründen als das Grundwasser steht, so ist eine Sicherung der Baugrubenwände notwendig. Bevor man über gute Stahlspundwände verfügte, hat man solche Bauwerke mit Hilfe einer Art Taucherglocke (Caisson) ausgeführt. Das Arbeiten in diesen künstlichen Hohlräumen geschieht unter erhöhtem Luftdruck, der verhindert, daß Wasser von unten in die Glocke eindringt, für die dort Schaffenden aber zu schweren gesundheitlichen Schäden führen kann, wenn nicht alle notwendigen umständlichen Schutzmaßnahmen getroffen werden. Um dieser Gefahrenquelle auszuweichen, wählt man heute gern die „Umspundung“ zur Herstellung offener Baugruben. Dabei geht man, wenn es erforderlich ist, bis zu Tiefen von fünfzehn Metern und mehr. Die Baugruben können sogar im offenen Wasser stehen – die als einfaches Walzprodukt hergestellten Stahlspundbohlen halten ja das Wasser vollkommen ab. Da, wo nicht genügend Sinkstoffe im Wasser vorhanden sind, streut man längs der Spundwand feine Flugasche ins Wasser,



... oder beim Bau einer Brücke nicht weit von Hamburg ...



... als Umspundung einer offenen Baugrube ...



oder auch als Sicherung einer Kaimauer in Talcahuano in Chile!



Spundbohlen durchschlagen fast alle Hindernisse



damit sich der Labyrinthverschluß des Schlosses zusetzt und vollkommen wasserdicht wird.

Ob bei Bergsenkungen oder Brückenbauten . . .

Durch die Bergsenkungen, eine Folgeerscheinung des Kohlenabbaues, ist es in vielen Städten erforderlich, Abflußkanäle oft tief unter dem Grundwasserstand anzulegen. Auch dazu bedient man sich in steigendem Maße unter Nutzung großer wirtschaftlicher Vorteile der Stahlspundbohlen. Genau so geben bei Brückenbauten Stahlspundwände als tragende Fundamente ein ausgezeichnetes, leicht zu handhabendes Bauelement ab. Selbst Eisenbahnbrücken sind in dieser Form schon gegründet worden und haben sich seit Jahren bestens bewährt.

. . . bei der Gründung von Pumpenhäusern

Ein weiterer Sonderfall ist die Gründung von Pumpenhäusern durch den Lippeverband und die Emschergenossenschaft. Dabei werden die Spundwände tief eingerammt, durch einen Stahlrahmen ausgesteift und sogleich als Fundament des aufzumauernden Pumpenhauses benutzt. Diese Anwendung hat zahlreiche Nachahmer gefunden.

. . . oder der Erweiterung von Kanälen

Der starke Verkehr auf dem Dortmund-Ems-Kanal ließ eine Erweiterung dieser Wasserstraße sinnvoll erscheinen. Um langwierige Grundstücksankäufe zu vermeiden, wurde der Kanal auf weite Strecken beiderseits mit Stahlspundbohlen eingefast, die vorher schräg anlaufenden Böschungen konnten ausgebaggert werden, und die Wasserstraße bot der Schifffahrt nun genügend Raum.

. . . Hoesch-Spundwand ist dabei!

Auch die zu vergrößerten Schleusen werden heute nicht mehr in der alten, massiven Weise gemauert

oder betoniert, sondern mit der Stahlspundwand als voll befriedigendem und wesentlich billigerem Bauelement hergestellt.

Aber nicht nur bei der Kanalschifffahrt, auch bei Anlegestellen der Seeschifffahrt leisten Stahlspundbohlen wertvolle Hilfe. Wassertiefen bis zu fünfzehn Meter können mit verankerten Stahlspundbohlen gesichert werden. Gegenüber einer massiven Betonmauer ist das ein überaus großer wirtschaftlicher Gewinn.

40–60 Schläge schafft der Rammbar je Minute

Wie aber erfolgt der Einbau, das Rammen der Spundbohlen? Allgemein werden die Bohlen paarweise, also zu zweien zusammengezogen, unter die Ramme gestellt. Es ist klar, daß man zum Setzen von beispielsweise zwanzig Meter langen Stahlspundbohlen ein entsprechend schweres Gerät haben muß. Allein das Eigengewicht der Bohle beträgt ja etwa drei Tonnen. Früher hat man sich mit einem „Fallbär“ begnügt, der drei bis vier Schläge je Minute ausführte. Dieser Hammertyp wurde durch den „Dampfzylinderbär“ abgelöst, der es auf eine Schlagzahl von vierzig bis sechzig je Minute bringt. Den Rammhämmern treten heute Dieselrammen zur Seite, die im Betrieb wesentlich billiger sind. Für Sonderfälle wurde der Schnellschlaghammer – er wird mit Dampf oder Preßluft betrieben – entwickelt. Dieses Gerät kann bei lotrechter Rammung ohne Führung auf die zu schlagende Spundbohle gesetzt werden und bietet somit unter gewissen Bedingungen große Vorteile.

Bis zu 200 Jahre hält die Spundwand

Früher hörte man oft Einwände, daß Stahl roste, die Lebensdauer gegenüber dem Mauerwerk bzw. dem Beton gering sei, und dadurch der ganze wirtschaftliche Gewinn des Stahlspundbaues wieder aufgezehrt werde. Das trifft aber nicht zu. Bei einem Schleusenbau aus Stahlspundbohlen wurde bei-

Bild links Einer der „Rammbären“ bei der Arbeit! Manchmal sind bis zu 30 000 Schläge notwendig, bis eine Bohle tief genug eingeschlagen ist

Bild rechts Dieses Foto ergänzt unser Titelbild. Es zeigt einen anderen, größeren Ausschnitt von der Offenbacher Main-schleuse mit dem Fluß

spielsweise festgestellt, daß die Zinsen der eingesparten Bausumme genügen, um die Unterhaltungskosten des ganzen Bauwerks dauernd zu decken. Eine weitere Frage wäre: Wie lange hält so eine Spundwand? – Nach den letzten Untersuchungen der Wasser- und Schifffahrsdirektion Münster kann mit einer Lebensdauer bis zu 200 Jahren gerechnet werden! Diese hohe Lebensdauer erklärt sich aus folgenden Tatsachen: Auf der dem Wasser abgewandten Seite der Spundwand wird die Lücke zwischen Spundbohlen und Erdreich zumeist mit Sand aufgefüllt. Der Sand bildet mit dem Rost des Eisens eine fest auf der Spundwand haftende Schutzschicht, die die Wand gegen weitere Oxydation sichert. Auf der Luft-Wasser-Seite kann die Wand im Luftbereich durch Anstrich mit Teerlack gut geschützt werden. Bei ganz klarem Wasser ist das sogar zu empfehlen. Aber schon bei den Kanalspundwänden bildet sich aus Ölresten und sonstigen Verunreinigungen eine Schutzschicht, die den Stahl, wie die Erfahrung zeigt, gut konserviert. Das Anstreichen mit Teerlack wird daher mehr und mehr aufgegeben. Tief im Wasser gibt es außerdem so wenig Sauerstoff, daß der Stahl dort kaum angegriffen wird.

Aus all diesen Gründen steigt der Verbrauch an Spundbohlen unaufhaltsam. Moderne Tief- und Wasserbaustellen sind heute ohne Spundwände nicht mehr denkbar. Dauernder Fleiß und das stete Bestreben, nur das Beste zu leisten, haben unserer „Stahlspundwand Hoesch“ einen hervorragenden Platz auf dem Baumarkt gesichert und erschließen darüber hinaus ihrer Anwendung immer neue Gebiete.



*Vorgesetzte
lernen weiter*

24 Meister, Steiger, Betriebsingenieure und kaufmännische Angestellte nahmen im Mai an einem Seminar der Akademie für Führungskräfte in Bad Harzburg teil. Nachdem schon mehrfach einzelne Werksangehörige die Akademie besucht hatten, war dies der erste Sonderkursus nur für Hoesch-Mitarbeiter.

Mit Blick auf den Burgberg

Das Haus der Akademie in Bad Harzburg liegt mitten in einem großen Park, eingebettet in die Täler des Harzes. Hier ist man der Atmosphäre der Großstadt und der industriellen Arbeitswelt entzückt. Alle Voraussetzungen für eine fruchtbare Arbeit sind gegeben. Die breite Fensterfront des Arbeitsraumes gibt den Blick auf den Burgberg frei, von dem einst Kaiser Heinrich IV. zu seinem bekannten Gang nach Canossa aufbrach.

Professor Höhn, der Leiter der Akademie, begrüßte als erster alle Teilnehmer. Er verstand es im Augenblick, ihnen jede Befangenheit zu nehmen. Man gruppierte sich zwanglos auf der Terrasse, auf der im allgemeinen auch der Unterricht abgehalten wurde, der natürlich nichts Schulmäßiges an sich hatte, sondern in der Form des Gesprächs gehalten wurde.

Praxis der Menschenführung

Die Seminararbeit begann mit einem Rundgespräch über die Praxis der Menschenführung im Betrieb. Es wurde uns gezeigt, in welcher Situation wir heute als Meister und Vorgesetzte stehen und weshalb bestimmte Methoden der Menschenführung heute nicht mehr funktionieren.

Wie aber lernt man, Mitarbeiter im wahrsten Sinne des Wortes heranzubilden? Mit allgemeinen Rezepten ist hier nichts zu machen – das war die Erkenntnis, die sich aus dem Vortrag des Referenten und

der anschließenden Aussprache ergab. Wir wissen, wie wenig oft mit einem einfachen Befehl in der Praxis zu erreichen ist, und sind deshalb manchmal unsicher, wie wir uns unseren Mitarbeitern gegenüber verhalten sollen.

Das lehrreiche Rollenspiel

Einige Fälle aus der Praxis der Menschenführung wurden im Rundgespräch der Teilnehmer diskutiert und durchdacht: Wie behandelt man den schwierigen

Mitarbeiter? Was kann man tun, um einem Mitarbeiter Minderwertigkeitsgefühle zu nehmen? Welche Fragen wird sich ein Vorgesetzter vorlegen, wenn sich ein Mitarbeiter den ihm gestellten Aufgaben nicht gewachsen zeigt? Welche Aufgaben wird er je nach der Sachlage dem Mitarbeiter stellen? Wie soll man als Vorgesetzter einen Besserwisser behandeln? Welche Möglichkeiten gibt es, den Nachwuchs an Führungskräften zu fördern? Wie soll ein Vorgesetzter vorgehen, wenn er ein Urteil darüber abgeben soll, ob ein Mitarbeiter zur Beförderung



In Bad Harzburg – mitten in einem Park – liegt das Haus der Akademie für Führungskräfte. Seine landschaftlich schöne und ruhige Lage bietet eine der notwendigen Voraussetzungen zu fruchtbarer Arbeit

Nebenstehendes Farbbild Die oberbayrische Staustufe Gummering an der Isar ist ebenfalls mit Stahlspundbohlen erbaut. Hier entstehen Kraftwerke für die Elektrizitätsversorgung Bayerns

geeignet ist und er persönlich Bedenken hat, ihn zu empfehlen? Wir haben auf der Akademie eine Reihe derartiger Fälle durchgespielt! Ein Teilnehmer übernahm die Rolle des Vorgesetzten, ein anderer die Rolle des Mitarbeiters. Der Kreis der Teilnehmer übte sodann Kritik an dem, was falsch und richtig gemacht wurde. Wer diese Übungen im Rollenspiel einmal miterlebt hat, wird in Zukunft seine Aufgabe als Vorgesetzter mit neuen Augen sehen und entsprechend handeln.

Sozialpolitische Grundprobleme

Zum Lehrprogramm der Akademie gehörten auch die Zusammenhänge zwischen Leistung und Lebensführung, die an Hand praktischer Fälle in einem Rundgespräch behandelt wurden. Eingehend erörterte man die sinnvolle Freizeit- und Urlaubsgestaltung. Auch hier wurden keine Rezepte gegeben, den Teilnehmern aber Anregungen vermittelt, damit sie je

nach ihrer Eigenart für sich persönlich zweckmäßige Formen der Gesundheitspflege und Erholung entwickeln und weitergeben lernen.

Wer Führungskraft im Betrieb ist, muß um die sozialpolitischen Grundprobleme der Gegenwart wissen. Verständnis dafür erarbeitete Dr. Bolte vom Soziologischen Seminar der Universität Kiel mit den Seminarteilnehmern. Man vergegenwärtigte sich die Veränderungen, die mit der Industrialisierung im gesellschaftlichen Leben eingetreten sind, lernte verstehen, wie die heutigen Verhältnisse entstanden sind und machte sich Gedanken über die Aufgaben der nächsten Zeit, besonders über die der Berufsumschichtung, wie sie im Zusammenhang mit der Automation zu erwarten ist.

Was jeder wissen sollte!

Wohl jeder Meister hat einmal in seiner Ausbildung einen Kursus über Betriebswirtschaft besucht. Aber

wie lange ist das oft her?! Wer auf der Höhe bleiben will, muß von Zeit zu Zeit sein Wissen überholen. Dr. H. E. Littmann vom Betriebswirtschaftlichen Seminar der Universität Hamburg gab eine Einführung in die Grundfragen der modernen Betriebswirtschaft. Er erörterte die betriebswirtschaftlich wesentlichen Vorgänge und behandelte u. a. die Bedeutung der Kostenkurve sowie die Unternehmens- und Lohnformen. Die Bedeutung von Rentabilität, Wirtschaftlichkeit, Produktivität und Liquidität wurde im einzelnen klargestellt. Auch auf dem Gebiete der Betriebswirtschaft ergänzte die gründliche Behandlung eines praktischen Falles „Wie wirkt eine wesentliche Erhöhung der Rohstoffpreise auf den Industriebetrieb?“ das theoretische Wissen.

Für das Verstehen volkswirtschaftlicher Grundfragen kommt es auf das Verständnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge an. Es ist Voraussetzung, um wirtschaftspolitische Maßnahmen zu verstehen und zu beurteilen. Dem Referenten, Dr. Erich Arndt von der Universität Hamburg, gelang es, in überaus lebendiger Form volkswirtschaftliche Zusammenhänge klarzustellen, indem er die Ursachen und verschiedenen wirtschaftspolitischen Maßnahmen bei Gefahr einer Inflation und einer Deflation erörterte. Den Teilnehmern wurde damit die nötige Wissensgrundlage vermittelt, um die aktuellen Fragen der gegenwärtigen konjunkturellen Situation zu verstehen und sich ein eigenes Urteil, frei von Schlagworten, zu bilden.

Das Arbeits- und Sozialrecht behandelte Rechtsanwalt F. U. Forster. Fragen aus dem Einzelarbeitsverhältnis, dem Arbeitszeitrecht, dem Tarifvertragsrecht und dem Arbeitskampfrecht, die dem Meister in seiner täglichen Arbeit begegnen, wußte der Referent aus seiner reichen Praxis als Wirtschaftsjurist lebensnah darzustellen.

In Zukunft dreistufige Kurse

Es war ein weites Gebiet, das hier im Laufe einer Woche durchstreift wurde. Man könnte denken, daß die Teilnahme recht anstrengend gewesen sein muß. Das Gegenteil war der Fall. Trotz intensiver Arbeit haben wohl alle dieses Seminar als eine Entspannung erlebt. Unsere Meister haben eine Fülle von Anregungen mitgenommen. Sie empfanden dankbar, daß ihnen hier Gelegenheit geboten wurde, sich ein Bild von der Wirklichkeit des wirtschaftlichen und sozialen Lebens zu erarbeiten.

Als Dr. Koch gegen Ende des Kursus mit dem Vorsitzenden des Gemeinschaftsausschusses, Helmut Turck, das Seminar besuchte, wurde allgemein der Wunsch geäußert, derartige Seminare recht oft und regelmäßig zu wiederholen. Es wird daher beabsichtigt, die Seminare für Meister, Vorarbeiter und Gruppenführer in der „Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft“ zukünftig sogar in dreistufigen Kursen durchzuführen.

Bild oben An dem ersten Sonderkurs nur für Hoesch-Mitarbeiter haben 24 Meister, Steiger, Betriebsingenieure und kaufmännische Angestellte teilgenommen. Von links nach rechts: Albert Klobuch, Günter Dee, Heinz Hölscher, Rudolf Siepmann, Wolfgang Kirwald, Paul Bonnel, Dr. Diener (einer der Lehrer), Bernhardt Appel, Albert Arndt, Eberhard Maiwald, Wilhelm Domrös, Herbert Warzecha, Theodor Karwinkel, Johann Schneider, Ewald Döbeling, Frau Böhm, Horst Turck, Heinrich Kuhr, Wilhelm Sonntag, Kurt Grüger, Bernhard Hellwig, Günter Bartsch, Heinz Tillmann, Wilhelm Kampmann, Wilhelm Bollmann und Hans Kleine

Bild unten Gegen Ende des Kursus besuchte Dr. Koch mit dem Vorsitzenden des Gemeinschaftsausschusses und dem Gemeinschaftsausschußmitglied Paul Huf die Akademie. Von links nach rechts: Dr. Koch, Johann Schneider, Paul Huf, Wilhelm Domrös, Rudolf Siepmann, Bernhardt Appel, Kurt Grüger, Eberhard Maiwald, Ewald Döbeling, Günter Dee, Heinz Tillmann, Bernhard Hellwig



Frau Käthe und der Lebensstandard

400 Frauen führen ein Jahr lang Haushaltsbuch für die Hohe Behörde

Die Blitzlichter flammten auf, während René Mayer, der Präsident der Hohen Behörde, auf einen Knopf an dem Schaubild drückte, das die Länder der Montanunion reliefartig darstellte. Wie von Zauberhand berührt, senkten sich darauf die Grenzen, und die Länder rückten zu einer geschlossenen Einheit zusammen.

Dieser symbolische Zusammenschluß der Mitgliedstaaten der Montanunion geschah aus Anlaß der Eröffnung der Sonderschau „Europäische Gemeinschaft für Stahl und Eisen“ im Düsseldorfer Landesmuseum. Er sollte insbesondere den eingeladenen Hausfrauen aus allen Montanunionländern das Endziel der Hohen Behörde veranschaulichen: die Einheit Europas. Ein Jahr lang werden die eingeladenen Frauen die Hohe Behörde auf dem Weg zu diesem Ziel begleiten und unterstützen. Sie haben sich bereit erklärt, während dieser Zeitspanne über alle Einnahmen und Ausgaben in ihrem Haushalt genau Buch zu führen.

Die Hohe Behörde will es ganz genau wissen

Zu den geladenen Frauen gehörte auch Käthe Nowak aus Hamm. Ihr Mann, Franz Nowak, ist Hauer und arbeitet seit zehn Jahren auf der Schachtanlage Radbod. Frau Käthe weiß als Vertreterin der 400 Montanarbeiterfrauen, die bei dieser Aktion mitmachen, genau, weshalb sie sich zur Führung des Haushaltsbuches entschlossen hat. Denn nur hieb- und stichfestes Zahlenmaterial kann einen Vergleich über den Lebensstandard innerhalb der Montanunionländer möglich machen. Und darum geht es! Die Hohe Behörde bemüht sich um beweiskräftige Unterlagen für die Haushaltskostenberechnungen in ihren Ländern. Frau Käthe ist beispielsweise überzeugt, daß der Lebensstandard der Montanarbeiterfamilien in der Bundesrepublik, verglichen mit anderen Montanunionländern, zu niedrig liegt. Und alle geladenen Frauen stimmten in der Meinung überein, daß die Lebenshaltung heute überhaupt zu teuer sei...

Auf jeden Pfennig kommt es an

In einem Jahr wird die Hohe Behörde genaue Antwort auf all diese Fragen geben können. Bis dahin aber muß Frau Käthe mit ihren Gefährtinnen jeden Pfennig aufschreiben, den sie einnimmt und ausgibt. Das ist natürlich nicht leicht, denn nicht der kleinste Betrag darf vergessen werden. Sogar Franz Nowak ist dabei eingespannt. Sorgfältig vermerkt er jedes Glas Bier, jeden Kinobesuch und jeden Tototip als Ausgaben seines Taschengeldes. Am Abend werden dann die Ergebnisse auf ein Blatt des Haushaltsbuches eingetragen, und jeden Monat wird das Buch nach Luxemburg geschickt.

Jede der buchführenden Familien muß zwei Kinder unter vierzehn Jahren haben. Die beiden Sprößlinge der Familie Nowak heißen Ursula und Karlheinz. Oft schauen sie andächtig zu, wenn Vati und Mutti über den Tisch gebeugt sitzen, auf dem sich die Belegzettel stapeln. Noch häufiger aber ruhen die Blicke der Eltern auf den Kindern. Denn das, was sie tun, gilt ja der Zukunft. Der Zukunft, an der auch ihre Kinder teilhaben werden.



Leider war Frau Käthe zu fotoscheu, um sich mit René Mayer (Mitte), dem Präsidenten der Montanunion, aufnehmen zu lassen. Auf dem Foto zeigen ihre Kolleginnen Körbe, die mit verschiedenen Lebensmitteln entsprechend den voneinander abweichenden Eßgewohnheiten der Montanunionländer gefüllt sind



Es bedeutet viel Rechnerei, wenn Franz und Käthe Nowak jeden Abend alle Angaben zusammenstellen; aber beide sind fest davon überzeugt, daß sich die Arbeit lohnt

Bild unten Das sind ihre beiden Sprößlinge: die fünfjährige Ursula und der neunjährige Karlheinz, der WERK UND WIR jedesmal sorgfältig durchstudiert und nach Artikeln über die Schachtanlage Radbod sucht, von der ihm der Vati schon soviel erzählt hat





Im Kampf mit Gas und Staub

20 000 Tonnen Staub

werden

dem Gichtgas der Hochöfen

monatlich entzogen

Sonntag morgen. Die meisten Hüttenmänner liegen im Bett und genießen den längeren Schlaf nach einer anstrengenden Arbeitswoche. Doch für die Gasreiniger beginnen harte Arbeitsstunden. Im Gichtgasrohr soll gereinigt werden! Das ist nur an einem Feiertag möglich, weil dann der Gaszulauf von den stillliegenden Hochöfen abgesperrt werden kann. Allerdings bleibt auch dann noch genügend Gas in den Leitungsrohren, um jeden zu töten, der ungeschützt in die Rohre steigt.

Wie Marsmenschen sehen die fünf Männer aus, die in aller Frühe über das sonntäglich stille Werksgelände marschieren: Karl-Heinz Brune, Heinz Hansmeier, Ewald Wagner, Helmut Blaudzun und Josef Handke. Auf dem Rücken tragen sie Sauerstoffkreislaufgeräte, von denen Atemschläuche zum Mund führen.

Dann stehen die Männer unter der verschmutzten Leitung. Die Einstiegsklappe oben auf dem Rohr wird geöffnet und eine Leiter hinabgelassen. Vorsichtig steigen die fünf in das zimmerhohe, gasgefüllte Rohr. Dichte Staubwolken wirbeln unter ihren Tritten auf. Um den Staub niederzuschlagen, bespritzen sie die Wandungen mit Wasser. Glatt wie Seife ist nun der Grund, auf dem sie stehen. Spitzhacken, Schaufeln und ein Preßlufthammer sind ihr Arbeitsgerät. Steinhart sitzt der alte Staub an den stählernen Wandungen. Dampf dröhnt der Preßlufthammer. Einer der Männer schippt den losgebrochenen Staub durch die Staubklappen hinaus. Nur wenig Licht dringt durch die Einstiegsklappe ins Rohr. Aber Angstgefühle kennen die fünf nicht. Sie verlassen sich auf ihre Sauerstoffgeräte. Außerdem sind sie gut aufeinander eingespielt. Wenn sie im Rohr arbeiten, paßt jeder auf jeden auf. Beim geringsten Anzeichen, daß einer der Gruppe Gas geschluckt haben könnte, muß die Arbeit sofort abgebrochen werden...

Nach einer Stunde harter Arbeit atmen sie noch schwerer. Die Sauerstoffgeräte sind erschöpft. Die Männer tappen zur Einstiegsklappe. Die Arbeit ist geschafft: das Rohr ist sauber. Nun kann das Gas wieder ungehindert hindurchströmen.

An der frischen Luft nehmen die Gasreiniger die Atemschläuche aus dem Mund und holen tief Luft. Drinnen im Frühstücksraum wartet schon heißer Kaffee auf sie...

600 bis 700 Tonnen Staub täglich

Monatlich erzeugen die fünf Hochöfen der Westfalenhütte zwölf bis vierzehn Millionen Kubikmeter Gichtgas, das den Maschinenhäusern der Hütte zum Turbinenantrieb oder den Gasometern zum Aufspeichern

Bild oben Gasreiniger Karl-Heinz Brune steht unter einer Staubklappe der riesigen Gichtgasrohre und macht mit einer Stange den Staub los, der die Staubklappe verstopft hat

Bilder von links nach rechts Täglich sind die Staubreiniger im Einsatz. Hier schieben Gasreiniger Ewald Wagner und Helmut Blaudzun einen Staubtransportwagen unter den Gasrohren her, um aus den Staubklappen den angesammelten Staub abzulassen. Bei dieser Arbeit müssen sie CO-Filter tragen

Meister Wilhelm Sandmeier und Gasreiniger Karl Gehrke reinigen hier die Staubanfeuchtmachine am Staubsack

Im neuen Geräteraum steht Gerätewart Heinrich Meintrup am Prüfgerät und überprüft ein Sauerstoffkreislaufgerät auf seine Einsatzbereitschaft



zugeführt wird. Allerdings ist das Gas, das in den Hochöfen erzeugt wird, mit Erz- und Koksstaub durchsetzt. Es kann erst verwendet werden, wenn es gereinigt ist. Deshalb hat jeder Hochofen eine Gasreinigungsanlage, für deren Wartung die Gasreiniger verantwortlich sind. Auf der Westfalenhütte kämpfen 25 Gasreiniger in drei Schichten gegen den Staub.

Die meiste Arbeit ist an der Grobreinigungsanlage direkt am Hochofen zu tun. 600 bis 700 Tonnen Staub werden dort im „Staubsack“ täglich aufgefangen. Diese Unmenge feinsten Staubes wird aber wieder verwendet. Sie besteht nämlich aus Erz, das im Hochofen von neuem geschmolzen, und aus Koks, der ebenfalls wieder im Hochofen gebraucht werden kann. Damit der Staub nicht die Luft verunreinigt, wird er mit viel Wasser angefeuchtet. So rieselt er ununterbrochen in bereitstehende Waggon, die zur Sinteranlage fahren, wo der Staub zu festen Blöcken gebrannt und damit zur Beschickung des Hochofens wieder brauchbar gemacht wird.

Die Grobreinigungsanlage allein genügt aber noch nicht, um gebrauchsfertiges Gas zu erhalten. Deshalb wird das Gas in einer Feinreinigungsanlage noch einmal gefiltert. Auf dem Wege zu dieser Anlage rieselt fortwährend Staub auf die unteren Wandungen der Leitungsrohre. Dieses Leitungsnetz und die Grobreinigungsanlage wären natürlich schnell verstopft, wenn die Gasreiniger neben der Reinigung am Staubsack nicht auch hier für Säuberungsorten. Deshalb öffnen sie die in regelmäßigen Abständen an der Unterseite der Rohre angebrachten Klappen und lassen den angesammelten Staub in Spezialwagen abrieseln. Meistens genügt zum Schutz der Männer ein CO-Filter, der die verseuchte Luft von allen Verunreinigungen frei macht. Kommt aber alle halbe Jahre das große Reinemachen der Grobreinigungsanlage und des Leitungsnetzes, müssen die Männer in die riesigen, gasgefüllten Rohre steigen, in denen die CO-Filter nicht ausreichen. Nur Sauerstoffkreislaufgeräte ermöglichen dann den eben geschilderten Einsatz.

Bild oben: Es ist Sonntag morgen. Karl-Heinz Brune, Heinz Hausmeier, Ewald Wagner, Helmut Blaudzun und Vorarbeiter Josef Handke sind auf dem Wege zu einem Leitungsrohr, das gereinigt werden soll. Auf dem Rücken tragen sie Sauerstoffkreislaufgeräte

Bild Mitte: Einstieg ins Gichtgasrohr! Ewald Wagner und Hugo Grunberg wollen im Gasrohr arbeiten



Die Arbeit im zimmerhohen Rohr: Steinhart sitzt der Staub an den Wandungen. Darum geht es nicht ohne Preßlufthammer und Spitzhacke



Gesetzeslücke geschlossen

Bundestag und Bundesrat verabschieden Mitbestimmungsergänzungsgesetz

Nachdem das „Gesetz zur Ergänzung des Gesetzes über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie“ – so heißt das Mitbestimmungsergänzungsgesetz für die Holding-Gesellschaften in vollem Wortlaut – auch vom Bundesrat am 29. Juni gebilligt wurde, ist nunmehr die jahrelange Ungewißheit um die Mitbestimmung in den Holding-Gesellschaften beseitigt und eine offensichtliche Gesetzeslücke geschlossen.

Das Mitbestimmungsergänzungsgesetz Bergbau und Eisen regelt die Art und den Umfang der Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Holding-Gesellschaften des Bergbaus und der Eisen- und Stahlindustrie. Das Gesetz war notwendig, weil das Mitbestimmungsgesetz Bergbau und Eisen die Holding-Gesellschaften nicht erfaßt. Bei der Verabschiedung des Mitbestimmungsgesetzes im Jahre 1951 bestanden zwar noch keine Holding-Gesellschaften, wohl aber war erkennbar, daß sie kommen würden; gleichwohl vertrat die Mehrheit des Bundestages damals die Meinung, daß zunächst die Bildung solcher Holding-Gesellschaften abgewartet werden müßte. Dann werde man auch für diese Gesellschaften die Mitbestimmung der Arbeitnehmer gesetzlich regeln.

Seit der Verabschiedung des Mitbestimmungsgesetzes im Jahre 1951 wurden einige Holding-Gesellschaften des Bergbaus und der Eisen- und Stahlindustrie gegründet. Da dies nur mit Zustimmung der Arbeitnehmervertreter in den Aufsichtsräten der Bergbau- und eisen-schaffenden Gesellschaften geschehen konnte, hatten sich die Vertreter der Aktionäre gegenüber den Gewerkschaften durch Vereinbarung verpflichtet, das Mitbestimmungsgesetz Bergbau und Eisen auch sinngemäß auf die Holding-Gesellschaften anzuwenden. Diese Vereinbarungen galten dann von beiden Seiten unbestritten, bis das Betriebsverfassungsgesetz in Kraft trat. Der mit diesem Zeitpunkt eingetretene unbefriedigende Zustand wurde nun durch das Mitbestimmungsergänzungsgesetz beseitigt.

Gültigkeitsbereich des Ergänzungsgesetzes

Dem Mitbestimmungsergänzungsgesetz unterliegen diejenigen Holding-Gesellschaften, die auf Grund eines Organschaftsverhältnisses überwiegend Unternehmen des Bergbaus und der eisen-schaffenden Industrie beherrschen. Die der Holding-Gesellschaft gehörenden Unternehmen des Bergbaus und der eisen-schaffenden Industrie müssen mehr als die Hälfte der Wertschöpfung des Gesamtkonzerns erbringen. Als Wertschöpfung gelten hier diejenigen Werte, die sich dann ergeben, wenn von den Umsätzen die jeweiligen Kosten für fremdbezogene Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe und für Fremdleistungen abgezogen werden.

Auf Grund dieser Bestimmungen gilt das Mitbestimmungsergänzungsgesetz auch für unsere

Holding, die Hoesch Werke AG, da die Wertschöpfung unserer Montan-Gesellschaften (Altenessener Bergwerks-AG, Hoesch Bergwerks-AG und Westfalenhütte AG) wesentlich höher liegt als die unserer übrigen Gesellschaften, die dem Betriebsverfassungsgesetz unterliegen. Dem Gesetz unterliegen aber auch andere Holding-Gesellschaften der westdeutschen Montan-Industrie, wie Mannesmann, Klöckner, Rheinhausen, Gelsenkirchener Bergwerks-AG, Ilseder Hütte und Salzgitter.

Das Mitbestimmungsergänzungsgesetz weicht in einigen sehr bedeutsamen Punkten vom Mitbestimmungsgesetz Bergbau und Eisen ab. Anders geregelt sind:

1. die Zusammensetzung des Aufsichtsrats,
2. die Wahl der Vertreter der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten,
3. die Wahl des Arbeitsdirektors.

Paritätische Mitbestimmung auch im Aufsichtsrat der Holding

Wie die Aufsichtsräte der Gesellschaften des Bergbaus und der eisen-schaffenden Industrie, so werden auch die Aufsichtsräte der Holding-Gesellschaften paritätisch zusammengesetzt sein, das heißt, die Vertreter der Aktionäre und die Vertreter der Arbeitnehmer stellen die gleiche Anzahl von Aufsichtsratsmitgliedern, denen sich noch ein weiteres, unabhängiges Mitglied hinzugesellt, das das Vertrauen beider Gruppen besitzen muß.

Während jedoch im Mitbestimmungsgesetz Eisen und Stahl die Vertreter der in den Gesellschaften tätigen Arbeiter und Angestellten im Aufsichtsrat in der Minderheit sind – von 7 Aufsichtsratsmitgliedern stellen sie 3 Mitglieder –, sieht das Mitbestimmungsergänzungsgesetz vor, daß von den 7 Vertretern der Arbeitnehmer 4 aus den Betrieben der Konzernunternehmen, darunter 3 Vertreter der Arbeiter und 1 Vertreter der Angestellten, kommen müssen. Die übrigen 3 Vertreter werden von den Gewerkschaften in den Aufsichtsrat entsandt.

Bei Unternehmen mit einem Grundkapital von mehr als 50 Millionen DM – das Grundkapital der Hoesch Werke AG beträgt 375 Millionen DM – kann der Aufsichtsrat auf 21 Mitglieder erweitert werden (10 – 10 – 1). Es müssen dann 4 Arbeiter, 2 Angestellte und 4 Vertreter der Gewerkschaften im Aufsichtsrat vertreten sein neben den zehn Vertretern der Aktionäre; hinzu kommt der unabhängige „21. Mann“.

Die von den Gewerkschaften benannten und von den Belegschaften gewählten Vertreter der Arbeitnehmer im Aufsichtsrat der Holding brauchen – abweichend vom Mitbestimmungsgesetz – nicht mehr auch noch von der Hauptversammlung gewählt zu werden.

Aufsichtsratsmitglieder werden durch Wahlmänner gewählt

Die Vertreter der in den Betrieben tätigen Arbeitnehmer werden für die Holding-Aufsichtsräte jedoch

Bundestag und Bundesrat haben das Mitbestimmungsergänzungsgesetz für die Holding-Gesellschaften beschlossen. Bei der Bedeutung des Gesetzes für die Hoesch Werke und ihre Belegschaften geben wir nachstehend eine kurze Darstellung der wesentlichen Bestimmungen des Gesetzes. Wir werden in WERK UND WIR später noch einmal ausführlich über das Gesetz berichten.

nach einem völlig anderen Verfahren gewählt als für die Aufsichtsräte der Mitbestimmungsgesellschaften. Das Mitbestimmungsgesetz bestimmt, daß die 3 aus den Betrieben kommenden Arbeitnehmervertreter von den Betriebsräten der Hauptversammlung verbindlich vorgeschlagen und dann von ihr gewählt werden. Nach dem Mitbestimmungsergänzungsgesetz werden dagegen die aus den Betrieben der Konzerngesellschaften kommenden 4 Arbeitnehmervertreter durch Wahlmänner gewählt, die ihrerseits wieder von allen Belegschaftsmitgliedern gewählt werden.

Die Wahlmänner werden in den einzelnen Konzernunternehmen in einem der Betriebsratswahl sehr ähnlichen Wahlverfahren von allen Arbeitern und Angestellten in getrennten Wahlgängen, geheim und nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, gewählt. Je nach ihrer Belegschaftsstärke hat jedes Konzernunternehmen eine bestimmte Anzahl von Wahlmännern zu wählen.

Die Wahlmänner der Arbeiter wählen dann 3 (bzw. 4 bei 21köpfigem Aufsichtsrat) Aufsichtsratsmitglieder und die Wahlmänner der Angestellten 1 (bzw. 2) Aufsichtsratsmitglieder in getrennten Wahlgängen geheim und nach den Grundsätzen der Mehrheitswahl.

Arbeitsdirektor auch im Holding-Vorstand

Der Arbeitsdirektor als gleichberechtigtes Vorstandsmitglied in den Obergesellschaften wird beibehalten. Er braucht jedoch vom Aufsichtsrat nur mit Stimmenmehrheit gewählt zu werden. Dadurch unterscheidet er sich von dem Arbeitsdirektor nach dem Mitbestimmungsgesetz, der bei seiner Bestellung das Vertrauen der Mehrheit der Vertreter der Arbeitnehmerseite im Aufsichtsrat auf sich vereinen muß. Wie sich diese andersartige Regelung in der Praxis bewähren wird, kann noch niemand sagen. Es wird wie beim Mitbestimmungsgesetz selbst sein: bei vernünftiger Zusammenarbeit und bei beiderseitigem gutem Willen werden sich auch diese Bestimmungen bewähren.

Dem Bundestag war es beim Mitbestimmungsergänzungsgesetz in erster Linie darauf angekommen, das in der Mitbestimmung bisher Erreichte zu festigen, also auf der einen Seite „den Besitzstand zu wahren, auf der anderen Seite aber keine Ausweitungen vorzunehmen“. Der Gesetzgeber gibt aber nur die Bestimmungen in den Paragraphen des Gesetzes. Entscheidend ist letzten Endes der Geist, mit dem diese Paragraphen bei der Anwendung des Gesetzes ausgefüllt werden. Wir wollen uns freuen, daß der Zustand der Rechtsunsicherheit vorüber ist und wollen hoffen, daß es gelingt, auch das Ergänzungsgesetz wie das Mitbestimmungsgesetz, nach dem wir nun fünf Jahre zusammen arbeiten, zum Nutzen der Belegschaften und der Gesellschaften anzuwenden; alle die am Werk beteiligt sind, werden daran teilhaben, wenn es ihm gut geht.

Ist der Großstädter wirklich einsam?

Die meisten unter uns leben in Großstädten. Und fast jeder von uns hat schon von der „Verlorenheit und Einsamkeit des Großstädtlers“ gehört, die gerade die Folge allzu engen, beziehungslosen Zusammenlebens in der Großstadt sein soll. Aber ist das wirklich wahr? Oder ist diese Binsenweisheit von der Einsamkeit heute nur noch eine Phrase? Professor Helmut Schelsky, der bekannte Hamburger Soziologe, hat seine Gedanken darüber aufgeschrieben. Vielleicht nehmen sie uns so manche Vorurteile und Beklemmungen.

Wenn man mich fragt, inwiefern das Wohnen in einer Großstadt die Stimmungen und Gefühle meines persönlichen Lebens beeinflussen, so muß ich zunächst folgenden Tatbestand erzählen: Ich wohne ziemlich weit draußen in einem Vorort, mit meiner Familie allein in einem Einzelhaus mit Garten, um dessen Blumen, Stauden und Sträucher sich meine Frau mit großer Liebe bemüht, während ich selbst, ohne allzuviel Arbeit dafür aufzuwenden, mich mehr dem Genuß des Betrachtens der wechselnden Blütenpracht und der Freude meiner Frau darüber hingebe. Das alles ist 16 Kilometer von meiner Dienst- und Arbeitsstätte, der Universität und meinem Seminar,

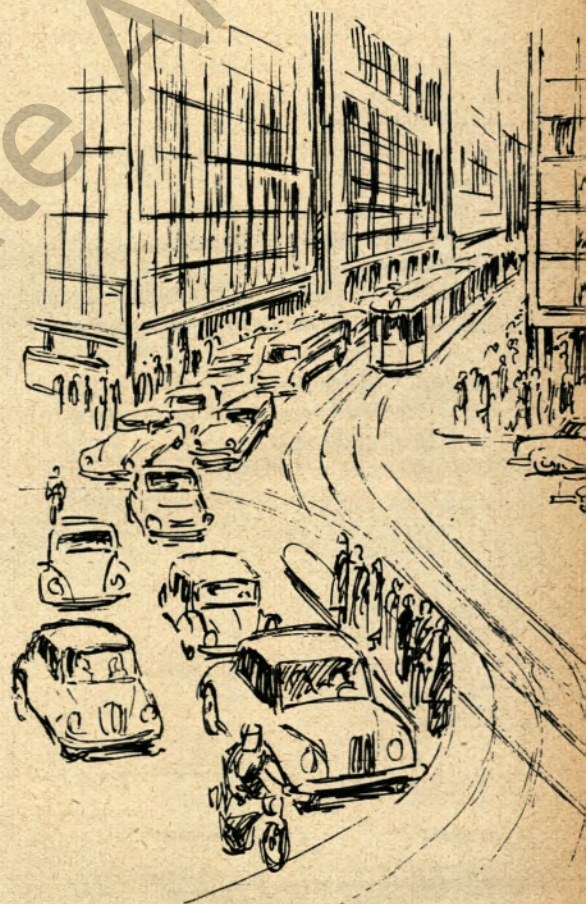
entfernt. Die Verkehrsverbindung besteht darin, daß man von der Universität zunächst eine kurze Strecke mit der S-Bahn fährt und dann am Hauptbahnhof in den Vorort-Dampfbus umsteigt.

Zwischen Bahnsteig 1 und 2

Mir geht es nun fast immer so, daß mit dem Umsteigen von der S-Bahn in den Dampfbus ein gewisser Stimmungsumschwung verbunden ist: Die ganze Hast der Dienstgeschäfte, des Einhaltens der Termine, des ständigen wachen Reagierens auf die Anliegen, die an einen herangetragen werden, die Spannung und Konzentriertheit des richtigen Wortes zur richtigen Zeit, das Bedenken der Folgen irgendwelcher Entscheidungen oder Projekte, das alles quirlt noch im Kopf und Gefühl während der kurzen Strecke Fahrt in der S-Bahn, zu der man sowieso gehetzt ist, um möglichst zur Sicherheit die vorletzte zu erreichen. Wenn ich aber dann in meinen etwas altväterlichen Dampfbus eingestiegen bin, ist diese Hast vorbei; schon das Unzeitgemäße der alten Kastenabteile mit den etwas verblichenen grauen Polstersitzen beruhigt, und das unbeteiligte Warten auf die sich oft etwas verzögernde Abfahrt des Zuges vermittelt sehr bald das Gefühl, daß ein anderer Abschnitt des Tages, ein anderer Lebensraum, begonnen hat. In Ruhe betrachte ich mir während der Fahrt die längst bis in alle Einzelheiten bekannte Aussicht, ohne daß sich die ungeöffneten Briefe aus meiner Tasche ins Gedächtnis schleichen. Die Grenze zwischen Dienst und Privatheit liegt so für mich merkbar zwischen Bahnsteig 1 und 2 des Hauptbahnhofes Hamburg.

Neuerdings, da ich recht oft mit dem Auto fahre, ist sie sehr viel weiter herausgerückt: Solange ich den Wagen durch den Verkehr der Großstadt steuere, bleibt jene hohe Spannung des Reagierens in beruflicher Tätigkeit erhalten und zeigt, daß Verkehrsteilnehmersein eine Art von Dienst ist; erst wenn ich von der Bundesstraße in die kleine Nebenstraße einbiege, in der mein Haus liegt, und ich sein grünes Gitter und die davor spielenden Kinder sehe, tritt mit dem Fallen der Tachometernadel auch jene innere Lockerung ein, die der geringe atmosphärische Druck des privaten Lebensbereiches erlaubt. Immerhin hat sich so die Grenze der Privatheit aus der Mitte der Großstadt bis zum Kilometerstein 12,9 der Bundesstraße 75 verlagert.

Vielleicht ist dies ein durchaus individueller Tatbestand. Ich glaube es allerdings nicht. Sicherlich liegt die Grenze der Privatheit bei anderen anders - vielleicht bei manchem schon am Fabriktor oder an der Ausgangstür des Geschäfts, vielleicht auch erst an der Schwelle der eigenen Wohnung. Und sicherlich könnte man eine ganze Menge Menschen finden, bei denen es weder eine Raum- noch eine Zeitgrenze zwischen Beruf und Arbeit auf der einen und dem



privaten Dasein auf der anderen Seite gibt. Aber ist dies nicht gerade für den Großstädter die Ausnahme? Ist nicht das Ineinanderfließen von Beruf und Privatdasein, die im Tagesablauf weder räumlich noch zeitlich abgegrenzte berufliche Arbeit, viel eher ein Kennzeichen des dörflichen und kleinstädtischen Lebens und jener Berufsarten und Arbeitsweisen, die nicht von Büro, Fabrik und anderen großstädtischen Arbeitsweisen bestimmt werden?

Weniger Belastungen – in der Großstadt

Mir scheint, daß im Leben des Großstädtlers die Arbeit immer sachlicher, die Freizeit aber immer privater geworden ist und daß sich die damit auftuende Kluft zwischen zwei Bereichen des großstädtischen Tagesablaufes nicht nur in klaren zeitlichen Abgrenzungen, sondern auch als eine Grenze räumlicher Lebensbereiche in der Großstadt niederschlägt. Vor allem aber muß man wohl etwas viel Wichtigeres feststellen, nämlich daß der moderne



Mensch diese Entwicklung von sich aus erstrebt und bejaht. Je sachlicher die menschlichen Beziehungen im Arbeitsraum werden und je privater und individuell wählbarer die im Freizeitraum, um so angemessener empfindet sie heute der Mensch. So wird gerade die Großstadt heute mehr und mehr zu seiner optimalen Umwelt, in der sich der moderne Mensch wohl fühlt und die er dem kleinstädtischen oder dörflichen Leben vorzieht, das ihm viel mehr Belastungen auferlegt.

Dieses Lob der Großstadt widerspricht zwar vielen liebgewordenen Vorurteilen von der menschlichen Entwurzelung und Verlorenheit in der Großstadt, der seelischen Einsamkeit des Großstädtlers, Vorurteilen, an deren hartnäckigem Bestehen die Wissenschaft von der Großstadt in nicht geringem Maße beteiligt ist. Aber entsprechen diese Anschauungen noch den Tatsachen?

Formloser Sandhaufen von Individuen?

Die Zivilisations- und Großstadtkritik hat als unbewußten Maßstab ihrer Urteile immer die in kleine Gemeinschaften aufgegliederte und in feste soziale Formen gefügte agrarisch-handwerkliche Gesellschaft vor Augen gehabt. An sie war der Mensch in Jahrtausenden angepaßt gewesen, sie schien daher in ihren sozialen Bedingungen der Natur des Menschen zu entsprechen. Die durch Verwaltungsbürokratisierung und -zentralisierung, vor allem aber durch das Aufkommen der modernen industriellen Wirtschaft geschaffenen Großstädte mußten diesem Blick zunächst wie ein „formloser Sandhaufen von Individuen“ erscheinen, in dem der einzelne trotz oder gerade wegen der Menge Menschen um ihn verloren und einsam war. Die gegenseitige Fremdheit der Menschen im Verkehr der Großstadt, im Zusammen-Arbeiten, ja sogar im Zusammen-Wohnen schien das Hauptkennzeichen der modernen Großstadt zu sein, und man glaubte, es nicht anders als negativ bewerten zu können. Atomisierung und Vermassung, Anonymität und Einsamkeit des Menschen, Funktionalisierung und Rädchenhaftigkeit seiner Lebensvollzüge, so oder so ähnlich lauten die kritischen Diagnosen über die Lebensweise des Groß-

städtlers. Wird mit diesen Urteilen das Leben in der Großstadt wirklich noch getroffen? Ist und fühlt sich der Großstädtler von heute wirklich noch einsam, entwurzelt, verloren in der Masse Mensch?

Das Netz wird immer dichter

Wir glauben, daß diese Urteile, heute noch ausgesprochen und immer wiederholt, zweierlei übersehen: Zunächst die Tatsache, daß heutzutage die meisten Großstädtler bereits in der Großstadt geboren und aufgewachsen sind; vielleicht hat der Großstädtler des vorigen Jahrhunderts, der ja in der Mehrzahl erst vom Lande oder aus kleineren Städten in die Großstadt einwanderte und so in seinem Verhaltensstil unbewußt die sozialen Grundbedürfnisse kleinräumiger Siedlungsweisen noch mit sich brachte, in der Tat die Fremdheit und Isoliertheit des einzelnen in der großstädtischen Bevölkerung als eine seelische Last empfunden. Der geborene Großstädtler von heute hat sich in dieser Hinsicht längst in tiefen Verhaltensschichten dem Großstadtleben so sehr angepaßt, daß ihm umgekehrt kleinräumige Sozialverhältnisse mit ihrer aufdringlichen menschlichen Nähe und ihrem allseitigen Interesse und gegenseitigen Bekanntsein aller bis in das Privateste hinein gegen seine „Natur“ gehen. Außerdem hat sich aber auf der Grundlage einer primären Fremdheit aller

längst ein sehr dichtes Netz mehr oder minder naher menschlicher und sozialer Beziehungen in Arbeit und Freizeit für den Großstädtler entwickelt, in dem er je nach seinem Belieben praktisch jeden Grad von Distanz oder Nähe zu seinen Mitmenschen wählen kann. Wer heute noch einsam ist in der Großstadt, ist es aus individuellen Ursachen, nicht aber als Großstädtler schlechthin. Im Gegenteil: Die seelische und menschliche Belastung des Großstädtlers kann heutzutage eher darin gefunden werden, daß allzuviel intime menschliche Beziehungen auf ihn zukommen und daß er nicht die Kraft findet, so einsam zu sein, wie er es bedarf.

Die Arbeit im Großbetrieb ist am beliebtesten

Für das Bedürfnis nach Versachlichung der Arbeitsbeziehungen sei ein kurzer Beleg gegeben: Zunächst muß man darauf hinweisen, daß die Anzahl der in Großbe-

trieben beschäftigten Großstädtler meist überschätzt wird; in einer Großstadt wie Hamburg arbeiten immerhin nur ein Drittel der Erwerbstätigen in Betrieben mit 100 oder mehr Beschäftigten, ein Viertel in Mittelbetrieben und 45 v. H., also fast die Hälfte, in Kleinbetrieben mit unter 20 Beschäftigten. Aber alle neueren Befragungen von Arbeitern und Angestellten haben ergeben, daß die Tätigkeit im Großbetrieb von den meisten vorgezogen wird, und zwar gerade wegen der versachlichten Regelung der menschlichen Beziehungen im Betrieb. Elisabeth Pfeil, die in ihrer „Großstadtsoziologie“ (in „Soziologie, Lehr- und Handbuch der modernen Gesellschaftskunde“, hrsg. v. A. Gehlen und H. Schelsky, 2. Auflage 1955) darüber berichtet, gibt folgendes als Grund dafür an: „Der Arbeiter fühlt sich der Willkür nicht in dem Maße ausgeliefert wie im Kleinbetrieb, wo alles von der Person des Leiters abhängt. Er sucht dem Zufall, dem Schicksal auszuweichen, indem er den Großbetrieb wählt – typisches Zeichen des Großstädtlers, sagt die Zivilisationskritik. Indessen fand sich die gleiche Haltung bei den auf dem Lande Wohnenden und in Kleinstädten Arbeitenden, die einen Großbetrieb kennengelernt hatten.“

Dieses Bedürfnis des modernen Menschen nach Versachlichung seiner Arbeitsbedingungen und die Ablehnung allzu starker persönlicher Bindungen in diesem Lebensraum wird nun keineswegs dadurch kompensiert, daß der Großstädtler um so eifriger in seiner Freizeit die persönliche Bindung in kleinen Gemeinschaften erstrebt, sondern das Gegengewicht gegen die Sachlichkeit der Arbeit und des Verkehrs in der Großstadt liegt in der Betonung der individuellen Freiheit, die menschlichen Beziehungen in der Freizeit nach Belieben und Neigung wählen zu können. Alle organisierte und die Wahlfreiheit des einzelnen beschränkende Gemeinschaftsbildung wird daher vom Großstädtler auch außerhalb der Arbeit abgelehnt. Er will durch keine vorgegebene Nachbarschaft gebunden sein, sondern darüber verfügen können, zu welchem Nachbarn er die Distanz der Fremdheit beibehalten und mit welchem er nachbarschaftlich verkehren will. In dieser extremen Privatheit bestätigt sich der Großstädtler als Person gegenüber der Funktionalisierung seines Berufsdaseins und



gegenüber der Anonymität der ihn umgebenden Menschenmenge. Die sogenannte Einsamkeit und Verlorenheit des Großstädtlers ist so von ihm längst umgewandelt worden in einen von ihm bejahten Tatbestand, nämlich in die unverbindliche Isoliertheit seines privaten Lebensraumes, zu dem außer seiner Familie eben nur noch frei gewählte Freundschaften und Bekanntschaften gehören. Und eben diese Privatheit bietet ihm das Gegengewicht gegen sein großstädtisches Berufsdasein.

Jeder muß die Grenzen selbst entdecken

Unter dieser Betonung einer privaten Umwelt müssen wir auch die moderne Siedlungsentwicklung der Großstadt verstehen: Das Hinauswachsen der Siedlungshäuser und Kleinwohnungen aus der Großstadt entspricht diesem Bedürfnis nach sich absetzender Privatheit, bedeutet aber keineswegs ein Streben nach neuer siedlungshafter Gemeinschaftsbindung. Es liegt also keine Rückkehr des Großstädtlers zum Ländlichen darin, daß sich die Wohnbereiche der Großstadt immer aufgelockerter in die sie umgebende Landschaft hineinziehen, sondern gerade eine Dokumentation des wahren Wesens des Großstädtlers. Auch wenn am Wochenende oder in den Ferien der Großstädtler mit den modernen Verkehrsmitteln und Reisemöglichkeiten auf das Land zieht, so erstrebt er keineswegs eine Erholung in ländlichen Lebensgewohnheiten, sondern die Bestätigung seiner Privatheit im menschlich-unverbindlichen Besuch einer Landschaft. Da sehr viele Großstädter diesen Wunsch haben, geschieht seine Befriedigung zuweilen auch omnibusweise und zeigt, daß heute eher die organisierte Gemeinschaft als die Einsamkeit die Erfüllung der sozialen menschlichen Bedürfnisse des Großstädtlers verhindert.

Die alten Vorstellungen von der Einsamkeit und seelischen Verlorenheit des Großstädtlers, die aus der Anonymität und Fremdheit der Menschen in der Großstadt stamme und nach neuen Gemeinschaftsbildungen als Heilmittel rufe, sind zur unwirklichen Romantik geworden. Der moderne Großstädtler bejaht die Polarität von versachlichter Berufstätigkeit und privater Freizeit, in der er lebt und sich wohl fühlt; und die Großstadt organisiert sich in ihrem Tagesablauf und in ihrer Siedlungsweise längst nach diesem Koordinatenkreuz. Für jeden Großstädtler besitzt seine Stadt einen Arbeitskern und einen Freizeitmantel, um zwei Begriffe der Bevölkerungslehre auf diesen Tatbestand anzuwenden; und jeder einzelne mag versuchen – wie wir es zu Anfang taten –, die Grenzen dieser zwei Lebensbereiche in seiner Großstadt für sich zu entdecken und zu bestimmen!

Von Professor
Dr. Helmut Schelsky



Walter Stein

25 Jahre Geschäftsführer
der Hiltruper Röhrenwerk GmbH

Direktor Walter Stein, der Geschäftsführer der Hiltruper Röhrenwerk GmbH, feierte am 15. Juni sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum. Vor den zahlreichen Gästen, die sich zur Ehrung des Jubilars eingefunden hatten, zeichnete Direktor Elkmann vom Vorstand der Hoesch Werke den Lebensweg Walter Steins nach. Als rennruderbegeisterter Kaufmann begann der Jubilar seine Laufbahn im Annener Gußstahlwerk. Schwerverwundet kehrte er aus dem ersten Weltkrieg zurück. Sein Berufsweg führte ihn von den Vereinigten Stahlwerken van der Zypen und Wissener Eisenhütten AG. als Prokurist zu der Siegburger Walzwerke AG, bevor er mit der Geschäftsführung der Hiltruper Röhrenwerk GmbH betraut wurde.

Gerhard Elkmann betonte, daß Walter Steins Aufgabe, das Röhrenwerk aufzubauen, keinesfalls einfach gewesen sei. Trotzdem habe die Fabrikation ständig erweitert werden können, bis der letzte Krieg das Werk zu 80 v. H. zerstörte. Der Wiederaufbau sei zielbewußt eingeleitet worden. Durch Aufnahme von Dach- und Hallenkonstruktionen habe man

dem Unternehmen einen neuen Geschäftszweig angegliedert. Im Jahre 1951 sei das Hiltruper Werk ausgebaut und nun in Hagen ein weiteres Werk errichtet worden, dessen Erzeugungsprogramm vor allem Fernleitungsrohre bis zu 220 Millimeter Durchmesser umfaßt. Das große soziale Verständnis Walter Steins verdiene besonders hervorgehoben zu werden. Der Siedlungsbau für die mehr als 500 köpfige Belegschaft könne nur vorbildlich genannt werden. Für alle Umsicht, Tatkraft und Klugheit gelte dem Jubilar im Namen des Aufsichtsrates und des Vorstandes der Hoesch Werke Dank und hohe Anerkennung.

Für die Belegschaft überbrachte Betriebsratsvorsitzender Heidkötter herzliche Glückwünsche. Durch den Siedlungsbau, die Ferienverschickung und die Notfallunterstützung habe sich Walter Stein den ganz besonderen Dank der Belegschaft erworben. Als sinnvolle Gabe überreichten Mitglieder der Belegschaft ihrem Chef das erste Stück Rohr, das gerade das neue Werk in Hagen verlassen hatte. In einer humorvollen Urkunde wurde Direktor Stein zum „Oberröhrenkieker“ ernannt und mit einer „silbernen Medaille“ ausgezeichnet.

Den vielen herzlichen Wünschen möchten auch wir uns anschließen und dem Jubilar recht gute Gesundheit und auch in Zukunft ein gutes Gelingen aller noch vor ihm liegenden Aufgaben wünschen.



Direktor Walter Stein (links), der Geschäftsführer der Hiltruper Röhrenwerk GmbH nimmt die Glückwünsche der Belegschaft entgegen, die der Betriebsratsvorsitzende Heidkötter überbrachte

1 Schon wie ein „alter Hase“ vom Fach schlägt Adolf Tauschenski im Streb einen Stempel. Er ist mit Ernst und Eifer bei der Sache. Noch ist er Berglehrling, und wenn mal etwas nicht ganz klappt, so fällt ihm das Hangende nicht gleich auf den Kopf. Doch bis er später wirklich unter Tage arbeitet, hat er alle bergmännischen Fähigkeiten im Lehrstreb erworben, so daß auch da nichts „schiefehen“ kann.

2 Die Berglehrlinge Wolfgang Tomczak, Siegfried Cyrus, Fredi Barthelmes, Karl-Heinz Rimkus, Dieter Wiese verstärken einen „Deutschen Türstock“.

3 Auch ein provisorischer Blindschacht oder Stapel ist im Lehrraum eingerichtet. An ihm erklärt Meisterhauer Losch gerade die einzelnen Ausbauteile. Vieles wissen die Jungen schon aus dem Schulunterricht. Doch es ist viel anschaulicher, wenn man alles in Wirklichkeit sieht. Oft entsteht ein munteres Durcheinander, wenn einer dem anderen in seinem Wissen zuvorkommen will: „Nur sachte, immer der Reihe nach“, beschwichtigt Meisterhauer Losch. Dieter: „Das ist ein Jochholz“, Hans: „Das eine Kappel!“ Karl: „Das ein Einstrich!“ „So ist es richtig!“ sagt Meisterhauer Losch.



Im Bergwerk der Lehrlinge



In einem Lagerhaus auf dem Werksgelände des Paraffinwerkes der Hoesch Werke AG., in dem früher die Werksfeuerwehr ihre Geräte unterstellte, ist Ende vergangenen Jahres ein Lehrraum für Strecken- und Strebausbau für die Hoesch-Berglehrlinge eingerichtet worden. Heute herrscht dort reges Leben. Vier Lehrhauer mit 21 Berglehrlingen sind in den Lehrraum eingezogen.

Von der Strecke bis zum Streb

Fast wie unter Tage sieht es in dem ehemaligen Lagerhaus aus. Mit Holz, Steinen, Leinentuch und Farbe ist ein richtiger Untertagebetrieb gezaubert worden. Mit echten Grubenhölzern sind Strecken und Schächte ausgebaut. Es gibt sogar verschiedene Strebe: einen mit flacher und zwei mit halbsteiler Lagerung. In den ein Meter hohen Streben arbeiten die Lehrlinge liegend oder sitzend, wie ihre großen Kollegen unter Tage. Sie tragen den ledernen Bergmannshelm mit Stolz und sind eifrig bei der Sache, wenn sie das Grubenholz „nach Maß schneiden“, um Liegendes und Hangendes abzustützen.

Arbeitsgruppen wechseln

„Hier macht das Lernen Spaß!“ sagen die Lehrlinge. Sie sind in verschiedene Arbeitsgruppen aufgeteilt. Wer im Streb keinen Platz findet, arbeitet in der Strecke, die auch mit Grubenholz ausgebaut werden muß. In einem Förderwagen wird das Material herangefahren. Eine andere Gruppe sitzt im Vorraum. Dort zeigt der Meisterhauer, wie man mit einem Beil umgeht und damit Grubenholz ansplitzt oder einkerbt. Am nächsten Tag wechseln die Gruppen: Wer gestern im Streb gearbeitet hat, kommt heute in die Strecke. Der Streb, den die Gruppe heute ausbaut, wird morgen wieder „ausgeraubt“, und die Arbeit beginnt von neuem.

Schulwissen wird praktisch angewandt

„Der Lehrraum für Strecken- und Strebausbau hat sich schon bewährt“, sagt Ausbildungsleiter Reinhardt. Während der Lehrzeit wird hier jeder Lehrling drei Monate ausgebildet, bevor er den wirklichen Untertagebetrieb kennenlernt. In allen handwerklichen Tätigkeiten, die zum Bergmannsberuf gehören, werden die Jungen unterrichtet. Was sie im Schulunterricht theoretisch lernen, können sie hier in die Praxis umsetzen. Demnächst sollen im „Bergwerk der Lehrlinge“ noch ein Streb mit steiler Lagerung und eine Strecke mit Stahlausbau hinzukommen: Kosten werden nicht gescheut, geht es doch um die Ausbildung unseres bergmännischen Nachwuchses!



Wiedersehen nach 42 Jahren

Zwei Männer verband vor 42 Jahren ein gemeinsames Schicksal; sie gingen auseinander und hörten seitdem nie wieder voneinander; jetzt haben sie sich wiedergefunden: Heinrich Berger, Elektriker bei der Westfalenhütte und Karl Schäfer, Waschkauwärter bei der Maschinenfabrik Deutschland.

Vor kurzem feierten beide ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Aus diesem Anlaß besuchte sie WERK UND WIR. Karl Schäfer erzählte beiläufig, daß er 1914 den Seekrieg in Ostasien mitgemacht habe. Wenig später berichtete Heinrich Berger dasselbe. „Kennen Sie Karl Schäfer?“ fragten wir Heinrich Berger. „Meinen Sie etwa den Schäfer, der auf der ‚Gneisenau‘ fuhr? Aber der ist doch lange tot!“ Er ist nicht tot. Beide Männer arbeiten bei Hoesch, ihre Arbeitsplätze liegen höchstens ein Kilometer auseinander. Trotzdem trafen sie sich 42 lange Jahre nicht. . .

In Tsingtau, der chinesischen Hafenstadt an der Kiautschoubucht, dem einzigen deutschen Kolonialbesitz in China, hatten sich Heinrich Berger und Karl Schäfer als Matrosen der Flotte des Grafen Spee, bevor der erste Weltkrieg ausbrach, zum



letzten Mal gesehen. Vorher hatten sie dort eine aufregende Zeit verlebt.

Nun hat WERK UND WIR sie zusammengebracht. Wir sitzen mit Karl Schäfer und Heinrich Berger bei einem Glas Bier und prostern einander zu. Unzählige Erinnerungen werden wach, das Fragen hat begonnen – es wird lange dauern, bis alle Antworten gegeben sind – denn 42 Jahre sind eine lange Zeit . . .

Bild oben War das eine Überraschung, als Heinrich Berger (links) seinen alten Freund Karl Schäfer wiedertraf!

Bild Mitte Als die beiden auf Landurlaub in Tsingtau waren, ließen sie sich unter einem Tempeltor aufnehmen

Bild links Nach Feierabend wurde das Wiedersehen begossen und die aufregendste Zeit ihres Lebens wurde plötzlich wieder quicklebendig



Werner Grave

BEI HOESCH-

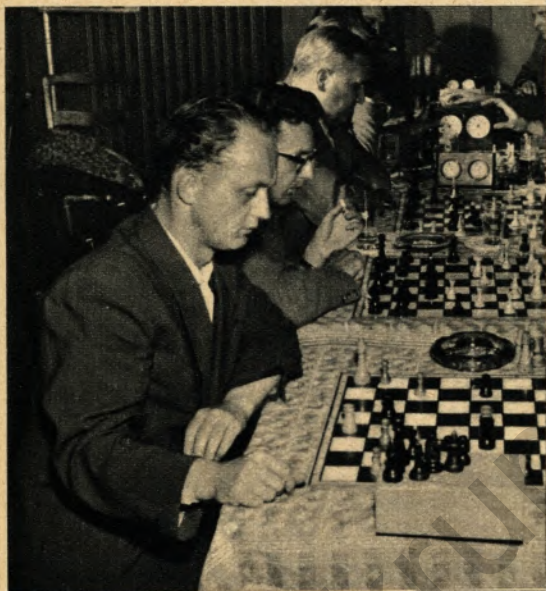
SCHACHFREUNDEN

ZU BESUCH

Das königliche Spiel



Friedrich Thünken mit dem Sohn von Fritz Schulz



Willi Kirn, Fritz Schulz und Willi Rephöller

Jeder Mensch braucht einen erholsamen Ausgleich zur Berufsarbeit. Der eine bastelt, der andere bestellt seinen Kleingarten, der dritte züchtet Kleinvieh. Viele finden beim allsonntäglichen Fußballspiel Entspannung, andere wiederum lieben ausgedehnte Spaziergänge.

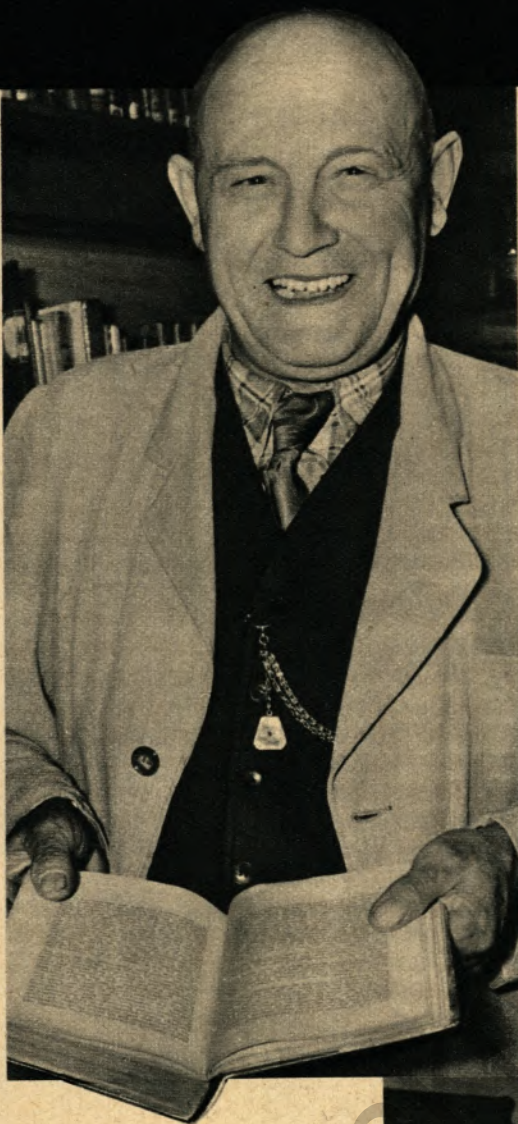
Die 40 Männer aber, die jeden Dienstag in einem Lokal am Borsigplatz zusammenkommen, haben sich dem Schachspiel verschrieben. „Hier finden wir unseren Ausgleich“, meinen sie. „Kein Wunder, denn Schach ist ein Spiel, das seit Jahrhunderten die Menschen begeistert hat. Selbst Könige und Kaiser waren ihm verfallen. Schach wird niemals langweilig, denn jede Partie birgt neue, ungeahnte Möglichkeiten in sich!“

Die Schachuhren auf den Tischen ticken: zweieinhalb Stunden Denkzeit hat jeder Spieler für eine Partie, während der er 49 Züge ziehen muß. So sitzen die Männer sich gegenüber, ganz ins Spiel versunken. Selten nur fällt ein Wort.

Die Männer vom Schachklub „Hoesch 32“ haben aber darüber hinaus den Ehrgeiz, innerhalb der großen deutschen Schachgemeinde erfolgreich zu bestehen. Daß ihnen das oft gelingt, beweisen die Urkunden, die ringsherum die Wände des Lokals schmücken, und die silbernen Pokale, die stolz auf den Podesten glänzen. Sie zeugen von Siegen, die der Verein in Freundschafts- und Mannschaftskämpfen errungen hat. So gelang es „Hoesch 32“, im Jahre 1936 zur A-Klasse aufzusteigen. Zwei Jahre später erspielte sich der Verein die Berechtigung, in Frankfurt am Main um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft zu kämpfen. Ferner holte sich der Verein nach dem Kriege zweimal den „Hoesch-Wanderpokal“. In Dortmund zählt er zu den besten Klubs; mehrere Male gewann er die Dortmunder „Blitz-Mannschafts-Meisterschaft“. Daneben traten auch Einzelspieler erfolgreich hervor. So wurde Fred Schrieck fünfmal Dortmunder Stadtmeister. 1947 stieg er sogar zum Südwestfalenmeister auf. Weitere Spitzenspieler sind Albert Mischke und Willi Bartsch, der sogar den Titel eines Blitzstadtmeisters errang. Augenblicklich liegt die erste Mannschaft des Hoesch-Schachklubs in der Verbandsliga an erster Stelle. Seit dem Gründungsjahr 1932 fanden viele Schachfreunde des Vereins Unterhaltung und Erholung im Spiel: „Wer einmal in den Bann des königlichen Spiels geraten ist, wird nie mehr von ihm lassen!“ meinte begeistert einer der Spieler.



Für einen Groschen zwei Wochen Goethe



Wenn Hans Daum im nächsten Jahr pensioniert wird, läßt er auf der Schachtanlage Radbod etwas zurück, das noch lange an ihn erinnern wird. Seit dem Krieg hat er nämlich eine Bücherei aufgebaut, die sich sehen lassen kann. Fast 2000 Bände stehen heute in den Regalen. Zweitausend Bücher, die mit Beiträgen aus der Gewerkschaftskasse, Spenden der Werksleitung und den niedrigen Leihgebühren im Lauf von zehn Jahren angeschafft wurden. Ein stolzes Ergebnis, wenn man an den Anfang zurückdenkt!

Wie auf ein Rudel Kinder . . .

Man schrieb das böse Jahr 1946, als sich der Betriebsrat auf Radbod zur Gründung einer Bücherei entschloß. Es war ein nahezu tollkühnes Unterfangen, denn Bücher mußte man damals mit der Lupe suchen. Nichtsdestotrotz – Hans Daum, Betriebsratsmitglied und leidenschaftlicher Bücherwurm, steckte sich dahinter und beschaffte einen Band nach dem anderen. Während der ersten Jahre frönte er dieser freudigen Arbeit nebenbei; seit 1952 aber ist er ständig in der Bücherei zu finden. Wie auf ein Rudel Kinder, achtet er auf die Bücher. Er pflegt und repariert sie und begleitet jedes in Gedanken

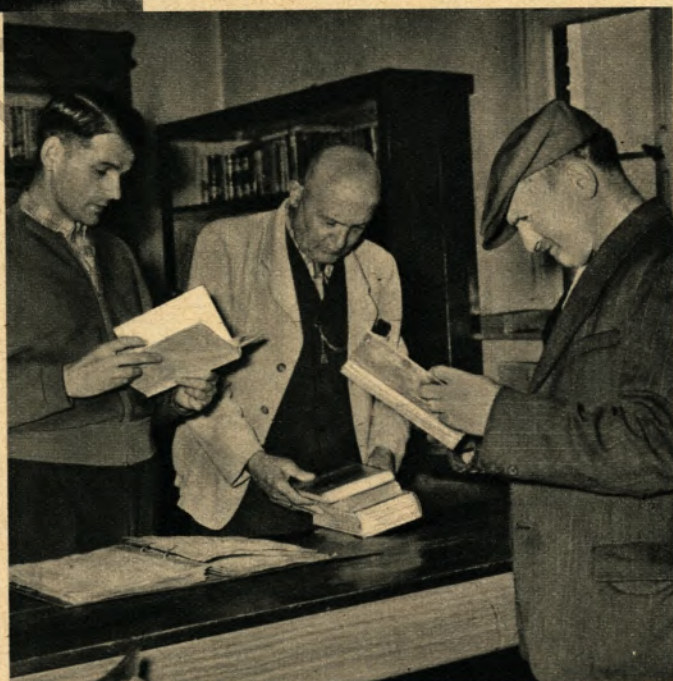
Die Bergmannsbücherei auf Radbod
feierte ihr zehnjähriges Jubiläum

auf seinem Weg von Leser zu Leser. Zehn Pfennig kassiert er je Band. 123 Mark hat er schon während eines einzigen Monats eingenommen! Dabei muß man bedenken, daß die wissenschaftlichen Bücher kostenlos verliehen werden.

Eine anspruchsvolle Gesellschaft

Jetzt in den Sommermonaten kommt allerdings die Sauregurkenzeit – der Kleingarten und die Motorradausflüge nehmen Hans Daums Kundschaft stark in Anspruch. Aber auch das hat seine Vorteile. So kann er sich mehr den Reparaturen widmen, denn auch im Buchbinden hat er es inzwischen zu großer Geschicklichkeit gebracht.

Bei seinen Vorschlägen zum Kauf von Büchern war Hans Daum sehr darauf bedacht, wirklich guten Lesestoff zu erwerben. Und es ist wirklich erstaunlich, was für eine feine Gesellschaft sich da auf den Regalen aneinanderlehnt. Vielleicht hat Hans Daum manchen Kameraden dazu gebracht, die Nase auch in etwas anspruchsvollere Bücher zu stecken. Und das wäre doch eine schöne Anerkennung für zehn arbeitsreiche Jahre, die Hans Daum den Büchern – nur allzugern! – geopfert hat.



Hans Daum in seinem Reich! Rechts betrachten Walter Hirsch (links) und Michael Gassner kritisch die empfohlenen Bücher. Auf dem Foto ganz rechts zeigt Hans Daum, was man alles können muß, um ein guter Bibliothekar zu sein



Verbesserungsvorschläge in Hohenlimburg

Ein voller Erfolg



Günter Lemke hat einen neuen Tragschwengel für Glühtöpfe konstruiert (oben), der die Quetsch- und Klemmgefahr beseitigt (rechts)



Albert Stamm vom Kaltwalzwerk Nahmer hat diese praktische Walzentransportkarre erdacht



Der Erfahrungsaustausch innerhalb des eigenen Betriebes von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz ist ein wichtiger Bestandteil einer erfolgreichen Betriebsführung. Nicht allein nur die Erstellung neuer Betriebsanlagen, die nach dem neuesten Stand der Technik ausgerichtet sind, sondern gerade die Vielheit laufender, auch kleiner Betriebsverbesserungen an alten Anlagen und Einrichtungen sind für den Leistungsstand eines Betriebes mit von entscheidender Bedeutung.

Die bei der Hoesch Walzwerke AG. durchgeführte Aktivierung des betrieblichen Vorschlagswesens, verbunden mit einem Erfahrungsaustausch am Arbeitsplatz, hat zu einem vollen Erfolg geführt. Das Interesse und die Beteiligung der Belegschaft waren außerordentlich rege, und es sind neben vielen aner kennenswerten Anregungen auch eine große Anzahl Verbesserungsvorschläge von wirklicher betrieblicher Bedeutung vorgelegt worden. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle besonders gedankt und an die ganze Belegschaft die Bitte gerichtet, in verstärktem Maße mitzuarbeiten.

Dr.-Ing. Toni Wimmer

„Denke mit, es lohnt sich!“ so hieß das Leitwort, das 1954 alle Mitarbeiter in Hohenlimburg aufforderte, sich Gedanken über betriebliche Verbesserungsvorschläge zu machen.

Nun besteht die Aktion schon seit über einem Jahr, und die Zahl der eingegangenen Vorschläge beträgt fast 600. Mancher unserer Mitarbeiter mag sich zu diesem Anlaß fragen: „Hat es sich gelohnt?“

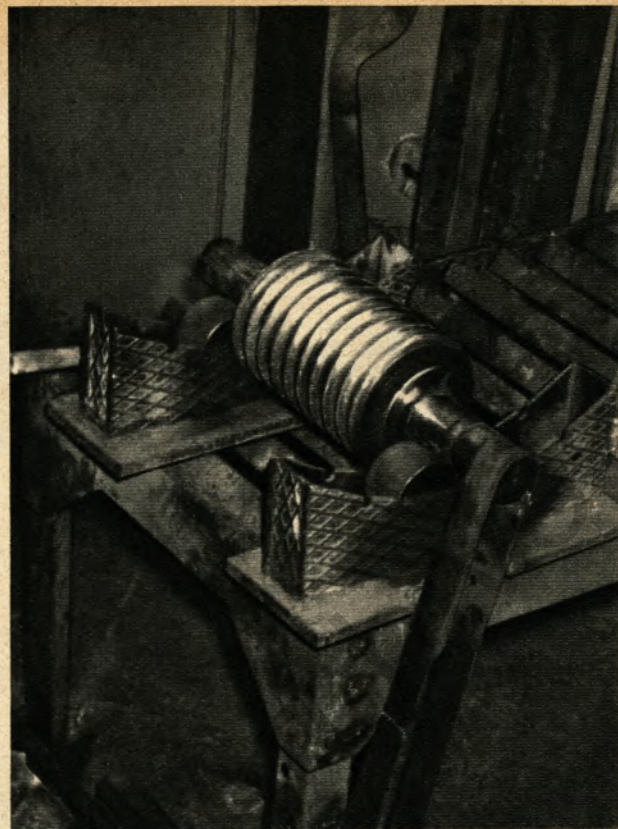
Die Zahlen sprechen für sich

Als eindringlichste Antwort auf diese Frage darf eine Statistik des betrieblichen Vorschlagswesens gelten, die Ende Januar 1956 angefertigt wurde und einen Zeitraum von fünf Vierteljahren umfaßt. In dieser Zeit wurden 591 Vorschläge eingereicht, die mit einer Gesamtsumme von 16195 DM prämiert wurden. Darüber hinaus übernahm das Werk auch die Steuerbeträge, die für die Prämien zu entrichten waren. Die durchschnittliche Nettoprämie betrug in einigen Betrieben 60 DM und mehr. Die bisher gezahlte Höchstprämie belief sich auf 550 DM.

Neben diesen in Zahlen ausgedrückten Werten hat die Aktion „Verbesserungsvorschläge“ eine Fülle günstiger Nebenwirkungen zur Folge. Sie lassen sich zwar nicht in Zahlen ausweisen, ihr Wert ist jedoch nicht zu unterschätzen. Vor allem gewährleistet die Aktion laufenden Kontakt zwischen Unternehmensleitung und Mitarbeitern in allen produktionstechnischen Fragen. Jedem Mitarbeiter ist es möglich, durch seine Ideen direkt mit dem Vorstand in Verbindung zu treten, da diese Aktion bewußt der Unternehmensleitung unmittelbar unterstellt worden ist. Damit kann jeder Mitarbeiter auf die Organisation seines Arbeitsplatzes Einfluß ausüben, wenn

Betrieb	Ein- gereichte Vorschläge	Prämierte Vorschläge	Prämien- summe DM	Durchschnitts- prämie DM	Beleg- schaftszahl am 31. 12. 55	Prozentuale Beteiligung
Warmwalzwerk	178	87	2920,—	33,56	1156	15,39 v. H.
Lehrwerkstatt	6	4	135,—	33,75	113	5,31 v. H.
Warmwalzwerk						
Altenvörde	31	18	380,—	21,11	165	18,79 v. H.
Federnwerk	77	49	3135,—	63,98	510	15,09 v. H.
Stabszieherei	37	20	1195,—	59,75	133	27,82 v. H.
Kaltprofilwerk	1	1	30,—	30,—	80	1,25 v. H.
Kaltwalzwerk Nahmer ...	137	92	3520,—	38,25	398	34,42 v. H.
Kaltwalzwerk Kabel	46	36	1520,—	42,22	85	54,12 v. H.
Veredelungsbetrieb						
Borlinghaus	37	29	2245,—	77,42	65	56,92 v. H.
Verwaltung	23	18	710,—	39,44	439	5,24 v. H.
Werkstoffprüfung	4	4	195,—	48,75	36	11,11 v. H.
Betriebswirtschaft	12	6	110,—	18,33	18	66,67 v. H.
Federstahl Kassel	2	1	100,—	100,—		
Gesamt	591	365	16195,—	44,37	3198	18,42 v. H.

Elektroschweißer Gerhard Giebler hat sich mit einer einfachen Hilfsvorrichtung eine immer wiederkehrende Arbeit sehr erleichtert. Früher mußte er das Schweißen ständig unterbrechen und die Bucketwalze mit den Händen weiterdrehen; heute besorgt er das Drehen mit dem Fuß



er in einem Vorschlag darlegt, wie diese Arbeit besser erledigt werden kann.

Objektivität ist die Voraussetzung

Für den Erfolg des Vorschlagswesens ist das Vertrauen auf objektive Beurteilung jedes Vorschlages Voraussetzung. Deshalb wird jeder Vorschlag anonym eingereicht. Der Einsender glaubt ja felsenfest an seinen Vorschlag und die Möglichkeit, ihn technisch durchzuführen. Es ist daher für ihn nicht leicht, wenn er manchmal einsehen soll, daß aus Gründen, die ihm noch unbekannt waren, als er seine Idee ausarbeitete, der Vorschlag nicht verwirklicht werden kann. Allerdings darf die Überzeugung, daß sein Vorschlag genau und sachlich geprüft wird, nicht erschüttert werden.

Der Bewertungsausschuß, in dem drei Vertreter des Betriebsrates die Höhe der Prämie mitbestimmen, hat sich im Laufe der Zeit – es haben bisher 41 Sitzungen stattgefunden – so gut eingearbeitet, daß seine Entscheidungen unbedingt objektiv genannt werden können. Eine weitere Aufgabe dieses Ausschusses liegt darin, die eingesandten Vorschläge allen Einzelbetrieben der Hoesch Walzwerke zugänglich zu machen. Die Protokolle gehen allen

Betriebsleitern zu, so daß aus dem Verbesserungsvorschlag eines Mitarbeiters unter Umständen auch die anderen Betriebe Nutzen ziehen können.

Aus der veröffentlichten Tabelle ergibt sich, daß die Beteiligung in den einzelnen Betrieben schwankt. Wenn diese Schwankungen auch oft in der Art des Betriebes begründet sind, so kann doch allgemein die Beteiligung als Maßstab dafür gelten, wie stark die gedankliche Mitarbeit aller Mitarbeiter bereits erreicht ist.

Der manchmal laut gewordenen Meinung jedoch, daß es Anlagen gibt, an denen nichts mehr zu verbessern ist, kann folgendes Beispiel entgegengehalten werden: In WERK UND WIR 1/1955 waren die Glühtöpfe des Kaltwalzwerkes abgebildet, an denen Willi Lemke eine sinnreiche und kostengünstige Schutzgasabdichtung vorgeschlagen hatte. Seitdem sind an diesen Glühtöpfen eine Reihe weiterer Verbesserungen durchgeführt worden, von denen allein zwei der Unfallverhütung dienen!

Genau gesehen gibt es wirklich nichts im Betrieb, das nicht verbessert werden kann. Schon das Wissen, daß nur der Betrieb auf lange Sicht bestehen kann, der die Produktion durch Verbesserungen fortlaufend rationalisiert, macht die Bedeutung der Verbesserungsvorschläge klar.

Es hat sich gelohnt

Die Belegschaft der Hoesch Walzwerke hat sich in hohem Maß am Vorschlagswesen beteiligt. In einem Zeitraum von fünf Vierteljahren reichten 18,42 v. H. der Belegschaft Vorschläge ein. Der Schwerpunkt der Modernisierung des Betriebes lag zwar bei dem Neubau der Kontistraße; bei der Rationalisierung der älteren Anlagen jedoch wirkten sich die zahlreichen Verbesserungsvorschläge besonders günstig aus.

Betriebsleitung, Betriebsrat und Mitarbeiter sind daher einer Meinung: „Es hat sich wirklich gelohnt!“

Bild unten links Das Gespräch um betriebliche Verbesserungen geht weiter. Von links nach rechts: Dipl.-Kaufmann Heimer, Direktor Dr. Wimmer und die Walzer Erich Manfrass, Adolf Petri und Helmut Tuczyk

Bild unten rechts Während einer Prämienverteilung spricht Betriebsratsvorsitzender Finkensiep. Von links nach rechts: Werner Grüll, Karl Mehl, Ernst Stöcker, Hugo Schornstein, Bernhard Winzler, Horst Kaulfuss, Rudolf Finkensiep, Alfred Bartosch, Bruno Wolny und Emil Brüggemann





Jedes Kind braucht eine Heimat

Auf dem diesjährigen Maiplakat des DGB weist ein Kind sinngebend auf den Wunsch nach Arbeitszeitverkürzung hin. Das ist eindringlicher als alle anderen Erklärungen, die sich mit der gleichen Frage befassen. Das Kind, das ausruft: „Samstags gehört Vati mir!“, wünscht sich, daß seine Eltern wieder mehr Zeit haben. Und wie berechtigt der Wunsch dieses Kindes ist, zeigt unser Bericht:

Vom Turm der Dortmunder Reinoldikirche hat man einen weiten Blick über die Stadt: Dächer, mit Straßen eng durchzogen, durch die lärmend der Verkehr flutet, Fabriken und Schornsteine und manchmal ein grüner Baum, der mit seinen Ästen Licht und Sonne sucht. Das Großstadtkind spielt in diesen Straßen. Es schaut nur selten zum Himmel. Vielleicht, wenn es einem Flugzeug gelingt, den Lärm der Straße zu übertönen. Sonst hat es seine Kinderwelt zwischen den Häusern, in der Wohnung des Blocks und manchmal im Sandkasten der Parkanlage. Es ist nicht unglücklicher als die Kinder vor ihm zu allen Zeiten, aber es ist anders. Es ist ein Kind unserer Zeit.

Die Großstadt gibt das Tempo an

Geschick bahn es sich mit dem Roller zwischen den Straßenpassanten seinen Weg und schätzt mit einem Blick die Entfernung zum herannahenden Auto ab. Mit den Händen in den Hosentaschen kostet es kritisch die Sensation eines Unfalls aus und hört wie beiläufig, aber mit wachem Sinn den Streit zweier Erwachsener an, den sie um eine Nichtigkeit führen. Akustisch hat es selten Ruhe um sich. Autohupen, Bremsenquietschen, Motorengeräusche, Radiomusik – fortwährende Reize, die ohne Unterbrechung ansetzen und wieder aufhören. Schnelligkeit, Hasten und Jagen der Erwachsenen bestimmen auch sein Tempo.

Unser Kind lebt mehr in der Welt der Großen als frühere Kinder. Es sucht sich aber immer wieder seinen eigenen Spielraum. Es spielt „an der Ecke“, „im Winkel“ oder in einer Sackgasse und hat gemeinsam mit anderen, ganz bestimmten Kindern ein Zugehörigkeitsgefühl dorthin. Schlecht, wenn sich für das Kind kein Platz zum Spielen finden läßt, wenn es die Polizei von der Straße und die Mutter aus dem Wohnzimmer jagt, in dem es sich in Ermangelung eines Kinderzimmers die Ecke wohnlich einrichtete. Dann wird es wirklich heimatlos, und seine Wurzeln, die im Asphalt der Großstadt Halt gesucht haben, beginnen langsam zu verkümmern.

Vater sein dagegen sehr

Es gibt heute nur noch selten ein abgetrenntes Kinderreich, wie es früher der alte Schuppen hinter dem Haus war, ein abgelegener Bodenraum, auf dem man herrlich Verstecken spielen konnte, oder der Garten mit einer grünen Wiese und verborgenen Winkeln. So wie auf der Straße und im Wohnzimmer die Welten ineinanderlaufen, so ist auch die Spanne zwischen Erwachsenem und Kind geringer geworden. Der Vater ist nicht mehr in dem Maße Autoritätsperson wie in früheren Zeiten – es sei denn, er ist es von Natur und von innen heraus –, nicht Macht-, nicht Respektsperson nur aus dem Grunde, weil er älter ist. Der Beweis seiner Stellung muß auch beim Vater im Verhältnis zu seinem Kind vom Menschlichen herkommen. Die Väter von heute haben es deshalb schwerer, als deren Väter es hatten. Die

Enttäuschungen der letzten Jahrzehnte, seien es politische, wirtschaftliche oder menschliche, haben sie oft unsicher gemacht – aber sie schafften auch viele „Täuschungen“ beiseite. Das Wesentliche ist mehr in den Vordergrund gerückt, auch wenn den Erwachsenen dabei manchmal noch die innere Sicherheit fehlt. Dadurch ist aber das Verhältnis zum Kind anders geworden. Das Kind fühlt sich nicht mehr so sehr im Schutz des Vaters, wie es früher der Fall war. Es ist darauf angewiesen, eher selbständig zu sein, und hat weniger Zeit zu ruhiger Entwicklung und Reife. Trotzdem sucht es mehr denn je Geborgenheit in der Familie, denn auf der Straße, in Verkehr und Technik, muß es sich anpassen. Die bewundernswerte Anpassungsfähigkeit an seine Umwelt, die später mit zum Lebenserfolg beiträgt, macht, daß es rascher und empfindsamer ist und übermäßig auf Reize reagiert.





Das Großstadtkind schaut nur selten zum Himmel, seine Kinderwelt liegt auf den Straßen



Nie hat es Ruhe, immer neuen Reizen ist es ausgesetzt

Was auf der Straße zur Lebenstüchtigkeit beiträgt, wirkt sich in der Schule gegenteilig aus. Das Kind ist fahrig, sprunghaft, zappelig, unkonzentriert und ablenkbar. Für die Schule sind negative Eigenschaften, was für die Großstadt wertvolle Anpassung ist. Verwunderlich ist es deshalb sicher nicht, wenn das Gedächtnis des Kindes nicht mehr das aufnimmt, was man ihm zumuten möchte, wenn der Junge oder das Mädchen in der Schule „versagt“ und nicht „mitkommt“. Die Umwelt fordert zuviel. Darum reagiert es auch in seinen Gefühlen oberflächlicher. Seine Erlebnisse werden flacher. Wie kann das Kind sich konzentrieren, wenn es immer auf dem Sprung stehen muß? Wie etwas erleben, wenn es gar keine Zeit dazu hat? Kann es denn ein Gefühl ausspinnen, wenn ihm die Ruhe dazu fehlt, und dieser Ablauf noch durch den Ton einer Autohupe einschneidend unterbrochen wird? Tiefe und Innigkeit sind nur in Begrenzung, Ruhe und Zeit möglich.

Habt ihr Zeit für mich?

Den Erwachsenen wurden in den vergangenen Jahren manche äußeren und inneren Werte zunichte gemacht. Es ist ihnen ziemlich schnell wieder gelungen, Haus oder Wohnung aufzubauen. Die innere Heimstatt sieht dagegen oft noch recht provisorisch aus. Aber auch sie soll das Kind schützen, das Geborgenheit in der Familie sucht und sich Verstehen wünscht, genau wie alle Kinder vor ihm. Es braucht nicht nur Nahrung, es braucht ebenso Eltern, die Zeit haben – Zeit, sich auch einmal etwas anzuhören. Es gedeiht erst dann richtig, wenn man es von Herzen lieb hat, und es bedarf äußerer und innerer Ordnung, Beständigkeit in der Erziehung und schließlich eines eigenen Faches für seine Habseligkeiten. Dann hat es auch keine fortwährenden Reize, wie Kinobesuch, Auto- und Motorradfahren, Comics und Fernsehprogramm nötig. Zum Erlebnis

wird die halbe Stunde, in der die Mutter sich abends ans Bett setzt und sich erzählen läßt. Der Nachmittag in der Küche bei der Weihnachtsbäckerei oder eine Geburtstagsfeier mit Kerzen und Kuchen sind Herrlichkeiten. Das Ferienparadies mit Tieren, Wiesen und Wäldern wird nicht so leicht vergessen. Wie schön ist es, das Kind an die Kunst heranzuführen, mit ihm Bilder zu besehen, Geschichten und Gedichte zu lesen. Manche innere Regung erweckt das Selbstproduzieren im Kasperltheater zum Leben. Auch die Trauer um einen toten Vogel, den das Kind unter dem Nest fand, ist nicht nebensächlich. Der Erwachsene, der den Gedanken seines Kindes nachgeht und es dahin führt, wo es die echten Freuden finden kann, hat, ohne darauf bedacht zu sein, auch für sich selbst etwas gewonnen. Es sind die Kräfte, die aus Gemüt und Seele erwachsen und die auch dem Kind helfen werden, im späteren Leben Herr der Technik zu sein.

Trotzdem sucht es sich immer wieder seinen eigenen Spielraum



Es ist nicht unglücklicher als die Kinder früher – es ist anders

Wir bleiben zuhause

„Nächste Woche ist schulfrei.“ Mein Bruder Hans sagt es jetzt jeden Tag, und ich stimme laut mit ein. Mutter seufzt dann immer: „Ferienwochen sind anstrengend – richtige Geduldspuren! Sonst ist doch wenigstens vormittags einmal Ruhe!“ Aber sie freut sich in Wirklichkeit doch mit uns, das weiß ich genau.

„Bald können wir richtig ausschlafen!“ Mutter ist damit einverstanden, das heißt, solange wir wirklich schlafen. Denn wenn wir einmal wach sind, müssen wir raus aus den Federn. Abends geht es dafür zeitig ins Bett.

Nur für Hans ist nicht der ganze Tag rosig und unbeschwert. So geht es, wenn man in der Schule wackelig steht. Dann muß man sogar vom Ferientag noch eine Stunde opfern. „Ich wünschte, ich brauchte nichts zu tun und könnte gleich zum Spielen hinaus“, meint er. Und Mutter wäre es – glaube ich – auch lieber, wenn er bummeln könnte. Sie findet, dann sind die Ferien erholsamer. Hans fängt gleich früh mit der Arbeit an, um tagsüber nicht immer daran denken zu müssen.

Für uns Hoesch-Kinder gibt es für die Ferien eine

besonders feine Sache. Wer keinen Garten hat, und vor allem, wer schwimmen und rollschuhlaufen will, kann schon früh zur Erholungsanlage hinausfahren. Unsere einzige Sorge ist, daß die Sonne scheint. Am schönsten ist es, wenn Mutter mittags auch herauskommt. Meist bringt sie dann ein großes Stullenpaket mit und eine Tüte Obst. Manchmal, wenn sie besonders gut aufgelegt ist, bekommen wir im Sportheim ein Würstchen oder eine Suppe. Prima finden wir auch, daß Mutter in den Ferien ihr ganzes Küchenprogramm umstellt. Wenn wir abends vom Spielen heimkommen, gibt es Sommeressen: Kalschale, rote Grütze mit Milch, Obstpfannkuchen, Reibeplätzchen mit Apfelmus, Quarkspeisen und viel grüner Salat. Vor allem aber wenig Fleisch, darauf hat nämlich von uns keiner Appetit. Und Vater, der erst gar nichts von solcher „Esserei“ wissen wollte, kommt auch langsam dahinter, daß es viel besser schmeckt, wenn er an heißen Tagen unserem Sommeressen zuliebe auf sein Eisbein verzichtet. Mutter sagt, viel Obst und leichte Kost machen wieder jung und elastisch, und ich glaube, das möchte auch Vater gern sein. Im Vertrauen: Für

Vater hat Mutti immer noch ein Stück Wurst in der Speisekammer.

Im Wald geht's sich ganz weich!

Für den ersten schönen Feriensonntag haben wir uns etwas besonders Schönes ausgedacht. Da wollen wir einen ganzen Tag hinaus und wandern. Ich finde, das Schönste am Sonntag ist, daß Vater und Mutter so lange Zeit für uns haben. Mutter wurde ganz nachdenklich, als ich ihr das sagte. Wir machen schon viele Pläne und suchen auf der Landkarte das Ausflugsziel und den Weg.

Ein Wandertag ist bei uns immer besonders lustig. Im vorigen Jahr fing Hans am Bach einen Laubfrosch. Er wollte ihn unbedingt mit nach Hause nehmen. Aber dann tat ihm der Frosch doch leid, als er daran dachte, wie eng es für ihn, der soviel Freiheit gewohnt ist, in einem Konservenglas sein muß. Auf den Waldwegen läuft es sich weich und leicht, und wir werden alle erst richtig froh, wenn Vater zu singen beginnt. Viele Lieder gibt es, die wir gemeinsam singen können.

Und wenn es regnet?

„Dann braucht ihr auch nicht gleich den Kopf hängen zu lassen“, sagt Mutter. Auch verregnete Ferientage sollen nicht langweilig sein! Wer hat schon mal richtig in Mutters Küche selbständig kochen dürfen mit einem Kinderkochbuch und einer großen Schürze? Ich glaube, für Mutter ist unser Kochen ein besonderes Opfer, obwohl wir hinterher versuchen, die Küche wieder sauber und blank zu putzen.

Zweimal in der Woche laufen wir zur Bücherei der Westfalenhütte und leihen uns recht viel zum Lesen aus. Manchmal sitzen wir auch einen ganzen Nachmittag im Leseraum und schmökern in den Kinderzeitschriften.

Was ich mir noch für die Ferien vorgenommen habe? Ein Paar warme Söckchen will ich mir stricken. Wie das gemacht wird, zeigt mir Oma, die ich an einem kalten Regentag besuchen werde.

Daß ich Mutter in den Ferien auch ab und zu helfe, ist Ehrensache. Wenn wir an warmen Sommerabenden alle zusammen vorm Haus sitzen, Vater seine Gitarre holt und wir zusammen singen, dann drückt Mutter sogar beide Augen zu, wenn es einmal spät wird.



Borussia hat es geschafft

„Nach unserer guten Plazierung in den Vorrundenspielen hatten wir's gar nicht so eilig, nach Berlin zu kommen. Erst am Mittwoch vor dem Endspiel-Sonntag flogen wir von Düsseldorf-Lohausen ab. Schon vor dem Flug besuchten uns viele Reporter und wünschten uns alles Gute. Unsere Stimmung war sehr gut und wurde noch besser, als uns eine Gruppe Amerikaner begrüßte, die eigens zum Endspiel herübergekommen war.

In Berlin war vorgesehen, uns auf einer abgeschlossenen kleinen Insel unterzubringen. Wir protestierten: Eine derart strenge Vorbereitung hielten wir

wirklich nicht für nötig. Unser Wunsch hatte Erfolg: Wir kamen nach Zehlendorf ins Quartier. Dort gefiel es uns ausgezeichnet. Nervös war keiner von uns, obwohl uns niemand etwas Nervosität hätte verdenken können.

So kam es, daß wir völlig unbeschwert ins Spiel

So wurde die siegreiche Elf auf dem Dortmunder Borsigplatz - mitten im „Hoesch-Viertel“ - empfangen. Auf dem Foto unten zeigt Addi Preißler den Jubelnden die ehrlich verdiente Siegestrophäe. Ganz links Max Michallek, ganz rechts steht Elwin Schlebrowski, die beide auf der Westfalenhütte arbeiten



Mit 4:2 Toren wurde der Dortmunder Verein Deutscher Meister. Drei Spieler der siegreichen Elf arbeiten auf der Westfalenhütte: Helmut Kapitulski, Max Michallek und Elwin Schlebrowski. Elwin Schlebrowski war so nett, für uns einen kurzen Bericht über das Endspiel zu schreiben:





Tür und Arbeitsplatz waren geschmückt, als Max Michallek wieder zur Arbeit kam. Die Gratulationen der Kollegen nahmen kein Ende. Von links nach rechts: Karl Bahr, Heinz Harke, Heinz Chust, Hildegard Pajonzek, Herbert Goege, Anni Kramer, Max Michallek, Ernst Bosse, Wilhelm Kullakowski; im Vordergrund Georg Duda und Horst Schürmann

gingen. Der karnevalistische Zauber des Karlsruher Publikums ließ uns völlig kalt. Wir waren ausnahmslos von unserem Sieg überzeugt. Immer wieder hörte ich von den Kameraden Worte wie: „Schade um das schöne Fahrgeld, das die Karlsruher ausgegeben haben!“ oder „Wo bleiben die Trauerlore für die Karlsruher Blumenangebinde?!“

Immerhin gelang es den Karlsruhern, uns in den ersten Spielminuten zu überrumpeln. Das brachte

uns in Fahrt. Das Signal zum Gegenangriff war gefallen. Wir legten richtig los und bewiesen, was in uns steckte. Das schnelle und faire Spiel machte uns viel Freude, und als der Schlußpfiff fiel, waren wir noch so fit, daß wir gleich ein zweites Spiel hätten anhängen können. Überglücklich nahmen wir die Viktoria entgegen, nach der wir ja lange genug die Hände ausgestreckt hatten.

Nach den offiziellen Ehrungen durch den Deutschen



Auch Helmut Kapitolski, der in der Kesselschmiede der Westfalenhütte arbeitet und der Jüngste der siegreichen Elf ist, schmerzten vom vielen Händeschütteln die Finger noch tagelang. Hier steht er im Kreis seiner Kameraden. Von links nach rechts: Oskar Klauke, Heinz Seeliger, Hans-Dieter Sonnenburg, Johann Baum, Helmut Kapitolski, Josef Siggemann, Hugo Perschke, Wilhelm Brunschede und Alfred Zarnoch

Fußball-Bund freuten wir uns sehr auf die Heimfahrt nach Dortmund. Die Bundesbahn stellte uns freundlicherweise einen Sonderzug zur Verfügung, in dem die Wogen der Siegesfreude immer höher schlugen. So kamen wir in bester Stimmung in Dortmund an.

Der Empfang hier übertraf alle Erwartungen! Wir wurden so herzlich willkommen geheißen, daß uns die Tränen in die Augen stiegen. Innerlich gaben wir uns das Versprechen, die Siegestrophäe so lange wie irgend möglich in Dortmund zu behalten.“

Vorbeugen besser als Heilen

Das neue

Gesundheitshaus

der Schachanlage

Fürst Leopold-Baldur

ist eingeweiht

Dr. Im Brahm untersucht an dem modernen Druchleuchtungsgerät den Berglehring Herbert Tillmann, denn ständige Überwachung der Gesundheit ist das beste Vorbeugungsmittel

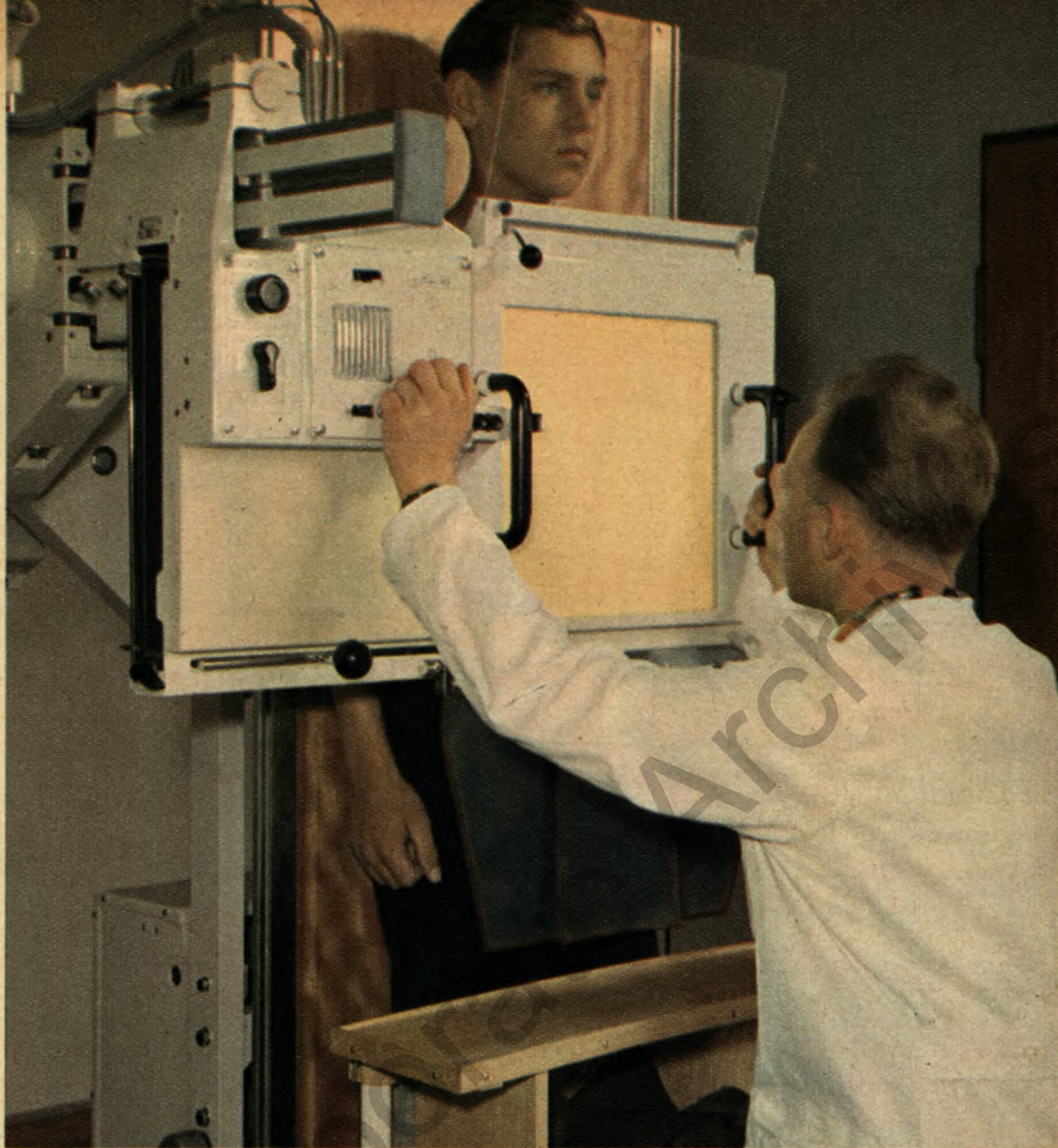
Am 14. Juni war es soweit: Das neue Gesundheitshaus der Schachanlage Fürst Leopold-Baldur wurde eingeweiht! Der formschöne Bau an der Halterner Straße mit seiner vorbildlichen Einrichtung hat damit die gesundheitliche Fürsorge für 4400 Belegschaftsangehörige im Hervest-Dorstener Raum übernommen.

Zum Wohle aller

Zur Einweihung hatten sich zahlreiche Gäste und Freunde eingefunden, die von Arbeitsdirektor Otto Hoffmann herzlich begrüßt wurden. In seiner Ansprache erläuterte Otto Hoffmann die Notwendigkeit moderner Gesundheitshäuser. Alle Betriebsangehörigen sollen die Möglichkeit haben, ihre Gesundheit länger der Familie und sich selbst zu erhalten. Für die Männer von Fürst Leopold-Baldur ist das neue Gesundheitshaus besonders wichtig, denn in den vergangenen Jahren mußten sie den weiten Weg in die Krankenhäuser von Buer oder Recklinghausen machen. Vor allem den Silikoseerkrankten wird das neue Haus eine wertvolle Erleichterung sein. Ebensovienig ist die Bedeutung zu unterschätzen, die es für die Erste Hilfe bei Unglücksfällen haben wird. Mit dem Wunsch, daß diese Stätte allen Betriebsangehörigen zum Wohl dienen möge, übergab Otto Hoffmann dem leitenden Arzt, Dr. Im Brahm, das Gesundheitshaus.

32 Räume auf 600 Quadratmeter

Dr. Im Brahm dankte für das Vertrauen, das man ihm entgegengebracht habe. Er betonte, daß die wahrhaft großzügige Einrichtung des Hauses volle Anerkennung verdiene und schloß: „Alle, die in diesem Hause schaffen, werden ihre ganze Kraft ein-



setzen, damit das Haus voll und ganz seinen Zweck erfüllt!“

Dr. Im Brahm fühlt sich seiner neuen Aufgabe mit ganzem Herzen verbunden. Als Oberarzt im Knappschafts-Krankenhaus Essen-Steele hat er schon seit sieben Jahren engen und guten Kontakt mit den Bergleuten. Nach der Übernahme führte er die Gäste durch das Gebäude, das in zwei Stockwerken mit etwa 600 Quadratmeter Fläche 32 Räume beherbergt. Seine Lage ist glücklich gewählt, denn der neue Werkseingang lehnt sich an das Gebäude, so daß in Zukunft jeder Beschäftigte zweimal täglich vorbeikommen muß.

Badeabteilung im Erdgeschoß

Bei einem Rundgang erreicht man zunächst im Erdgeschoß die überaus modern eingerichtete Badeabteilung. Den ersten angenehmen Eindruck vermittelt die freundliche, mit einem Blumenfenster ausgestattete Warthalle. Hier meldet sich der Patient beim Bademeister, der von seiner Kabine aus den Warteraum überblicken kann und die Patienten zu den einzelnen Bädern führt. Zu beiden Seiten eines langen Korridors sind die Badezimmer untergebracht. An erster Stelle sind die medizinischen Bäder zu erwähnen. Es sind mehrere Kabinen, deren Badewannen mit einem Anschluß für Kohlensäure, Sauerstoff und Preßluft versehen sind. Diese Bäder werden hauptsächlich für Herz- und Kreislaufkranke benötigt. Sie dienen sowohl der Vorbeugung als auch der Behandlung. Zu jedem Bad gehört ein Ruhebett, um die Wirkung der Bäder richtig auszunutzen.

Vertrauensvoll hat sich Otto Wald gleich nach Eröffnung des Gesundheitshauses in die Obhut von Dr. Im Brahm begeben. OttoWald ist einer der ältesten Kumpel von Fürst Leopold-Baldur



Angeschlossen ist der Fango-Raum. Hier steht ein großer Kocher für die Fangopackungen. „Fango“ selbst ist vulkanischer Eisenschlamm und wird ebenso wie die hier verabfolgten Moor- und Paraffinpackungen zur Behandlung rheumatischer Erkrankungen verwendet. Ein Massageraum bietet alle Möglichkeiten für Teil- und Ganzmassagen, die von dem staatlich geprüften Bademeister verabfolgt werden.

Sogar Moorbäder und Unterwasser-massagen

Zwei weitere Bäder führen die Bezeichnung „Moorbad“. In diesen Räumen stehen zwei Holzwannen,

in denen ebenfalls Bäder verschiedenster Art gegen Rheuma und Nervenerkrankungen genommen werden können. Zu jedem Bad gehört eine Brause, unter der sich der Patient von den oft sehr schmutzigen Badeessenzen reinigen kann. Auch hier findet man wieder die entsprechenden Räume mit Ruhebetten.

In einem anderen Raum werden Unterwasser-massagen zur Kräftigung bei Lähmungen, Nerven- und rheumatischen Erkrankungen durchgeführt. Außerdem kann dieses Bad als Stangerbad Verwendung finden. Ein normales Stangerbad befindet sich im nächsten Zimmer. Es dient vor allem der Behandlung von Rheuma und Ischias. Abschließend



Arbeitsdirektor Otto Hoffmann von der Hoesch Bergwerks-AG übergibt Dr. Im Brahm (rechts) das Gesundheitshaus



Bild oben Ein Blick auf das schicke, zweigeschossige Gebäude an der Halterner Straße in Hervest Dorsten

Bild links Zur feierlichen Eröffnung waren zahlreiche Gäste geladen worden. Unter ihnen von links nach rechts: Bau-meister Alfred Schilla; Franz Wobbe, Betriebsratsmitglied von Fürst Leopold und Aufsichtsratsmitglied der Hoesch Bergwerks-AG.; Artur Schiller, Betriebsratsmitglied von Fürst Leopold; Heinrich Kampmann, Sozialreferent und Betriebsratsmitglied von Kaiserstuhl Westfeld; Heinz Stolfuß, Betriebsratsmitglied; Paul Hoffmann, Aufsichtsratsmitglied der Hoesch Bergwerks-AG und Hoesch Werke AG.; Helmut Kniebes, Sozialreferent von Kaiserstuhl Ostfeld und Paul Schilling, Betriebsratsvorsitzender von Fürst Leopold

müssen noch die sogenannten Teilbäder, wie Arm-, Sitz-, Fuß- und Kneipp'sche Bäder erwähnt werden.

Untersuchungsräume im Obergeschoß

Auch im Obergeschoß ist das erste Zimmer ein großer Warteraum mit Blumenfenster. Nach der Anmeldung im Sekretariat werden die Besucher zu den einzelnen Stationen geleitet. Hinter dem Sekretariat liegen das Untersuchungs- und das Arztzimmer. Gegenüber werden in einem mit neuzeitlichen Apparaten ausgestatteten Röntgenraum alle erforderlichen Röntgenuntersuchungen durchgeführt. Besondere Einrichtungen, die Staublungenveränderungen schon im Frühstadium erkennen lassen, stehen zur Verfügung. Das moderne Durchleuchtungsgerät dient ebenfalls zu diagnostischen Zwecken, sei es für Lungen- oder Magen-Darm-Durchleuchtungen. Ein Labor ermöglicht jede medizinisch notwendige Untersuchung. Ferner steht ein Elektrokardiograph zur Feststellung von Herzschäden zur Verfügung, und abschließend sind noch Bestrahlungskabinen verschiedenster Art aufzuführen, in denen Kurzwellen-, Sollux- und Heißluft-Bestrahlungen verabfolgt werden.

Für jeden Patienten wird im Sekretariat eine Gesundheitskarte angelegt. Aber auch eine getrennt eingerichtete Röntgenkarte wird jederzeit einen Vergleich mit früheren Untersuchungen zulassen.

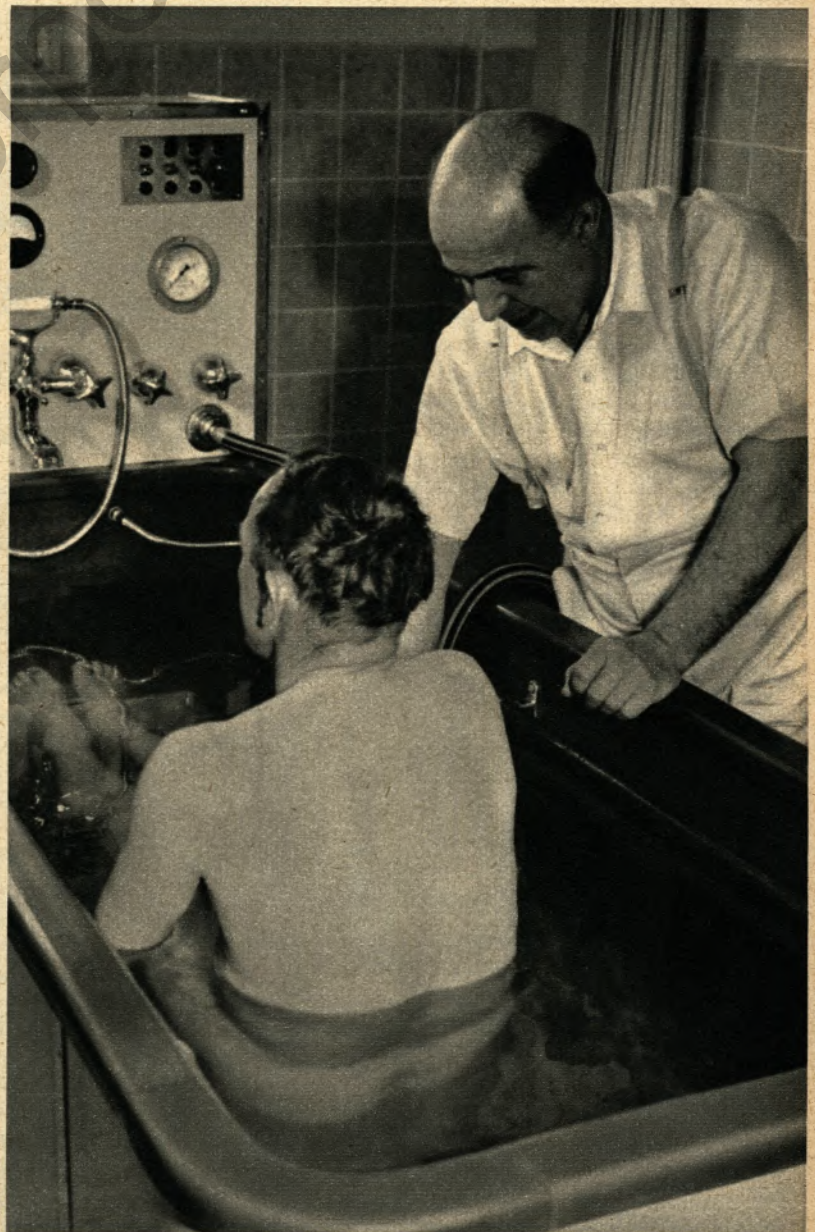
So ist dieses nach neuesten medizinischen Erfahrungen eingerichtete Haus wirklich mit allen Geräten ausgestattet, die unsere Belegschaftsmitglieder gesund erhalten können. Es schließt sich würdig an den Bau des Gesundheitshauses der Schachanlage Kaiserstuhl an und steht wie dieses unter dem Motto: „Vorbeugen ist besser als Heilen!“



Das ist einer der beiden freundlichen Warteräume, die beide in lebhaften Farben gehalten sind und viel Licht durch die hohen Blumenfenster empfangen

Bild unten links In dem zweckmäßig ausgestatteten Labor fühlt sich Dr. Im Brahms rechte Hand, die med.-techn. Assistentin Adelinde Kneer, schon ausgesprochen wohl

Badewärter Karl Tiemann richtet ein Bad zur Unterwassermassage, das bei Lähmungen, Nervenkrankungen oder rheumatischen Leiden verabfolgt wird



Heinrich Bulling



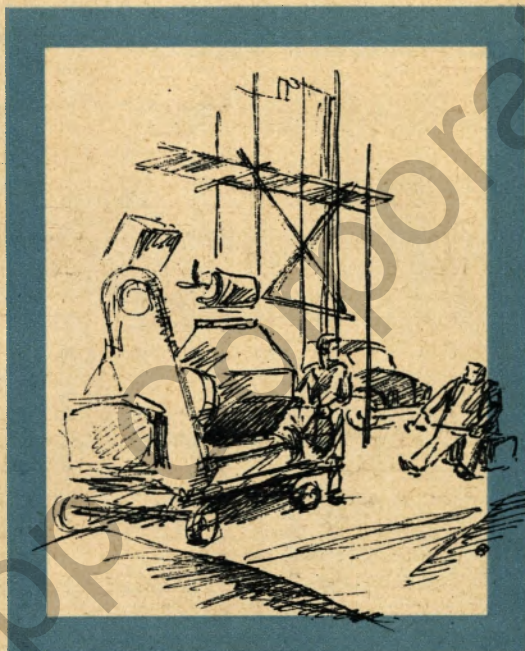
Schon vor dem Abitur war Franz Wurm entschlossen, Journalist und Schriftsteller zu werden. Er studierte in Köln, wurde aber 1934 aus politischen Gründen von der Universität verwiesen. Ungern, aber energisch warf er das Ruder

herum und begann eine erfolgreiche Industrielaufbahn! Nach dem Krieg wählte er die Freiheit des Schriftstellers. Seine Bücher „Der Durchbruch“ und „Strafakte“ zählen zum Besten der Nachkriegsliteratur. „Alles hat seinen Preis“, der „Leutnant und sein General“ und der bald erscheinende Roman „Der Teufel hinkt“ machen ganz deutlich, wie stark Franz Wurm durch Krieg und Gefangenschaft geprägt wurde.

Heinrich Bulling ist der Besitzer der sechs schweren Lastkraftwagen mit ihren großen Anhängern, die sämtlich seinen Namen tragen und den der Firma dazu. „Fertigmörtel- und Steinfabrik Heinrich Bulling“ steht in dicken schwarzen Buchstaben auf den Seitenwänden der zwölf Kolosse, die tagaus, tag ein kreuz und quer durch die Stadt dröhnen. Jeder Bürger unserer Stadt kennt den dicken Bulling. Das will bei fünfzigtausend Einwohnern etwas heißen! In unserem Viertel kennen ihn sogar die Kinder auf der Straße. Beim Hochamt sitzt er immer in der drittletzten Bank, stets auf dem Platz gleich neben dem Mittelgang. Neben ihm knien seine Frau und



sein nun schon zwanzigjähriger Junge. Es ist Sonntag für Sonntag dasselbe Schauspiel: beim letzten Glockenschlag surrt das schwarze Auto auf den Kirchplatz und hält nach einer scharfen Kurve immer an derselben Stelle, an der untersten Stufe des Aufganges zum Haupteingang. In einer anderen Stadt würde man vielleicht sagen, daß der Haupteingang der Kirche kein Parkplatz ist; bei uns ist das anders, bei uns gehören Heinrich Bulling und sein Auto zum Hochamt wie das Weihwasser und die Predigt. Ich habe ihn oft in seiner Fabrik besucht. Auch dort hält er auf Tradition. Hart neben dem großen Beton-



mischer – sechs Meter ist das Ding groß und steht dazu noch auf einem mannshohen Zementsockel – hockt er von 8 bis 12 und von 13 bis 17 Uhr. Seinen Eichenstock hält er vor dem Bauch und eine dicke Zigarre in seinem Mund. Schwer und massig sitzt er Stunde auf Stunde unter dem dröhnenden Stahlriesen, und gleich hinter ihm steht still und geduldig sein ständiger Begleiter, der schwarze Wagen. Ich verstehe bei dem Lärm des Mixers mein eigenes Wort nicht; aber Bulling versteht sogar das sanfte Flöten seiner Sekretärin, die ihm hierhin die Post bringt und ihm hier von Telefonanrufen berichtet. Unbewegtes Gesichtes hört er das Mädchen an und saugt hauchdünne Wölkchen aus seiner Zigarre. Heinrich Bulling hält eben nichts von einem großartigen Schreibtisch und einem vornehmen Ledersessel; er ist ein unverbesserlicher Rabauke. Man muß ihn gesehen und gehört haben, wenn er seinen Betrieb regiert. Von dem Hocker neben dem Betonmischer aus! Wenn er spricht, hört man das Dröhnen der Maschinen nicht mehr; und wenn er brüllt, verstehen es die Fahrer in ihren Kabinen, auch wenn die Wagen am anderen Ende des Fabrikhofes stehen. Sie nehmen ihm das Brüllen nicht übel und auch nicht, daß er selbst so dick und faul den ganzen Morgen in der Sonne sitzt. Denn der rauhborstige Bulling, dieser Bär von einem Mann, hat ein golde-

nes Herz. „Ordnung muß sein!“ ist seine Devise, „aber leben und leben lassen muß man auch!“

Die Arbeiter haben ihren „Alten“ gern, richtiggehend gern. Ordentlich eifersüchtig sind sie, wenn er sich zweimal hintereinander von denselben Männern in seinen Wagen tragen läßt. Er weiß das auch und poltert nur deswegen, weil ihn diese Sorge rührt: „Nee, Paul, scher du dich zu deinem Mittag! Der Fritz und der Konrad schleppen mich heute ab!“ Er legt seinen Arm um ihre Schultern und läßt sich in den Wagen wuchten. Quer zur Tür stellen ihn die Leute auf dem Polster ab, wie man einen Zementsack abstellt. „Trollt euch!“ knurrt er dann und packt gleichzeitig sein linkes Bein, es unter das Steuerrad zu heben. Und dann nimmt er sein rechtes Bein und stellt es neben das andere. Und dann greift er mit dem rechten Arm in die Rückenlehne und zieht den Oberkörper herum. Jetzt erst sitzt er richtig, wie jeder Autofahrer sitzt.

Mit dem Daumen drückt er die Kupplung, mit dem Zeigefinger den Anlasser, und Gas gibt er mit dem Handballen. Er kann fahren wie ein Gesunder, der dicke Heinrich Bulling, und ist doch ein armer Krüppel.

Wir kennen uns schon lange. Ich wußte auch, daß er als einundzwanzigjähriger Maurergeselle auf der Baustelle beide Beine verloren hat. Aber ganz begriff ich ihn und seinen Werdegang erst, als er selbst mir vor einigen Wochen die Geschichte – seine Geschichte – erzählte:

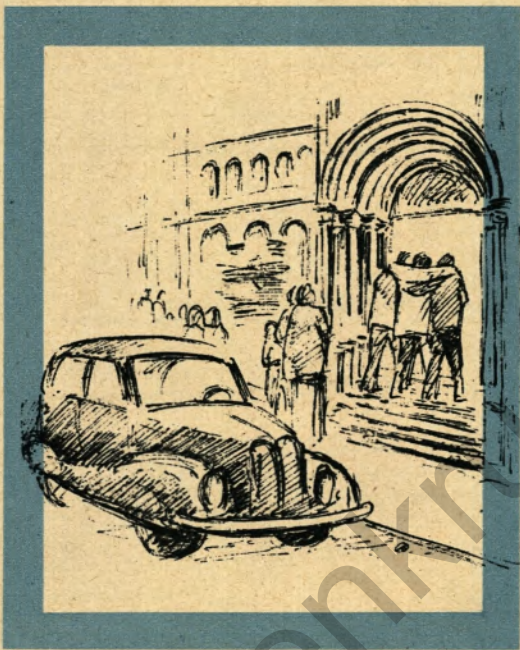
„Ich wollte nicht mehr leben, als ich im Krankenhaus wach wurde. Ich weiß nicht, was ich dachte, als sich der Kran löste und mich umwarf. ‚Jetzt ist es aus!‘ dachte ich und war gar nicht erschrocken darüber. Als ich aber wach wurde und fühlte, daß ich nur noch zwei kurze Stumpen anstatt Schenkel und Beine hatte, das war schrecklich, das war für mich schlimmer als der Tod. Ich kann es heute offen sagen, ich habe geflucht und getobt und bin mit dem Herrgott scharf ins Gericht gegangen, Monatlang hat das gedauert. Ich wollte niemand sehen, meine Frau nicht und meinen Jungen nicht, und manchmal war mir sogar meine Mutter zuviel. Sie redete immer von Ergebung und Gottvertrauen; jeden Tag wußte sie einen neuen Spruch. Von frommen Sprüchen wird man nicht gesund und arbeitsfähig; an etwas anderes aber dachte ich damals nicht. Ich war eben damals noch ein sehr grüner Laffe. Auf meine Muskeln und Knochen war ich stolz gewesen und hatte immer gedacht, daß man nur mit ihnen Häuser bauen und seine Familie ernähren könnte. Daß der Mensch auch einen Kopf hat zum Denken und Nachdenken, das ist mir erst viel später aufgegangen.“

Wir Männer reden nicht gern über das, was ganz tief in uns vorgeht. Auch Bulling machte an dieser Stelle seiner Geschichte eine Pause. Er räusperte sich lange und ausgiebig und griff nach einer neuen Zigarre. „Als ich begriff, daß alles auf dieser Welt einen Sinn hat und haben muß, da war das Schlimmste schon überstanden. Nur einen Neubau konnte ich monatlang nicht sehen, ohne daß sich mir alles um und um kehrte. Ich habe mich damals oft an das Wasser fahren lassen und habe auf den ruhig fließenden Strom geschaut. Das hat mich ruhig gemacht,

Deine liebe Inge

und es war dann gar nicht mehr schwer, eines Tages auch meine Rechnung mit dem Herrgott glattzustellen. Bös bin ich danach eigentlich nur noch einmal geworden, das war, als man mir zu der Höhe der Invalidenrente gratulierte! Beinahe hätte ich den Kerl mit meinem Holzbein totgeschlagen.“ Bulling lachte und spuckte in hohem Bogen die abgebissene Zigarrenspitze auf den Kalk.

„Na, sehen Sie! Ich habe mich dann selbst kuriert. Ich habe mich so lange zu Neubauten fahren lassen, bis ich neidlos zuschauen und mich ehrlich an dem Fortschreiten der Arbeit freuen konnte. Ja, als ich erst soweit war, da war auch eines Tages der Gedanke da, dem ich Haus und Fabrik, Einkommen und Auto verdanke: Warum sollen alle die kleinen Unternehmer und Baumeister sich selbst teure Mischmaschinen anschaffen und ihren Mörtel selbst machen? Ich habe mir meine Rente auszahlen lassen und beliefere jetzt meine früheren Chefs mit Mörtel billiger, als sie ihn selbst machen können.“



Er zog an seiner Zigarre, daß sie aufglühte wie das Schlußlicht seines Autos: „Ich habe mir auf das Ganze einen einfachen Reim gemacht. Der liebe Gott ist doch gerecht, nicht wahr? In meinem Falle hat er sich eben gedacht: „Wenn ich dem Kerl die Beine nehme, dann muß ich ihm dafür 'ne Idee geben!“ Mit Beinen wäre ich noch Maurer, höchstens ein ewig gehetzter Polier; ohne Beine wurde ich, na, eben der dicke Heinrich Bulling.“

Diese Art von Theologie war mir zu simpel. Ich habe wohl etwas mit den Schultern gezuckt.

Er warf mir einen schrägen Blick zu und donnerte sofort los: „Was soll das Lächeln? Das gelte nicht in allen Fällen, meinen Sie Kindskopf? Doch, doch! Gott ist immer gerecht, auch wenn wir es nicht gleich einsehen. Er hat doch eine ganze Ewigkeit Zeit, gerecht zu sein! Begreifen Sie das denn nicht, Mann?“

Ich kenne den Hans Wuttke schon lange. Er versteht seine Arbeit, ist zuverlässig und fleißig und wurde trotz seiner Jugend vor kurzem Vorarbeiter. Das Häuschen, das ihm das Werk baute, ist hell und groß genug für seine fünfköpfige Familie. Im vergangenen Sommer sah ich ihn Abend für Abend in seinem Garten arbeiten. Auch seine junge Frau kenne ich flüchtig. Sie ist zart und blond und immer tipptopp angezogen. Gerade, daß sie so munter redet und freundlich lacht, gefiel mir; ihr Temperament ergänzt, so schien mir bis vor kurzem, in glücklicher Weise den Ernst des breitschultrigen Wuttke. Ich will der Reihe nach erzählen: Vorgestern abend, so hörte ich, ist der Mann betrunken nach Hause gekommen. Das sei in den letzten Wochen mehrere Male geschehen, wurde mir berichtet. Es habe dann jedesmal laute Worte und Tränen und einmal sogar Porzellanscherben gegeben. Vorgestern abend ist es schlimmer geworden: Der Mann hat seine junge Frau regelrecht geschlagen. Während er sie ohrfeigte, soll er geschrien haben: „Ich bin es leid! Ich bin es endgültig leid!“

In einer kleinen Siedlung redet sich alles im Nu herum. Nichts bleibt verborgen, wenn man nur die Ohren weit genug aufmacht. Ich hatte erwartet, daß man allgemein den Wuttke verurteilen würde, daß Achtung und Sympathie, die er bis dahin genoß, nun restlos verschwunden sein würden. Gewiß, daß es gut sei, seine Frau zu schlagen, das sagte niemand: Aber ganz so vernichtend, wie ich erwartete, fiel das Urteil der Nachbarn über den jungen Ehemann nicht aus. Ich brauchte nicht zu fragen, haarklein wurde mir alles erzählt: daß die Frau bis in den hellen Vormittag hinein schlafe, der Wuttke sich selbst das Frühstück machen und auch noch die Hühner füttern müsse, bevor er zur Arbeit gehe – daß die Frau nicht kochen könne, nur Spiegeleier und zur Not ein Schnitzel zustande brächte – daß die Wohnung niemals aufgeräumt sei, wenn der Mann nach Hause käme – daß sie für Illustrierte und Schokolade immer Geld habe, aber nicht für die Abzahlungsrate auf das Radio!

Eine ganze Litanei von Vorwürfen bekam ich zu hören. Ich konnte kaum abstoppen. Aber sie sei doch immer nett und sauber angezogen, wenn sie mir auf der Straße begegne, wagte ich einzuwenden, und außerdem habe sie für jedes Kind ein freundliches Wort.

Darauf ging es erst richtig los: Eine Schlampe sei sie, bis zum Nachmittag laufe sie im Schlafrock umher, ungewaschen und mit Lockenwicklern am Kopfe! Zigaretten rauchen und Illustrierte lesen, das sei ihre Hausarbeit! Ob ich sie schon einmal im Garten habe arbeiten sehen, wurde ich gefragt. Ich konnte nur den Kopf schütteln. Die junge Frau zu verteidigen, wagte ich nicht, und dem Wuttke einen Vorwurf zu machen, wäre mir auch schlecht bekommen. Das alles erfuhr ich gestern vormittag. Gestern abend ging ich mir Zigaretten kaufen.

An der Theke der Wirtschaft stand der Vorarbeiter Hans Wuttke. Er starrte melancholisch in das Bierglas und hatte wohl schon einen kleinen in der Krone. Als ich neben ihn trat, riß er die Augen auf und runzelte die Stirn, und dann schloß er die Lider wieder bis auf einen schmalen Schlitz, aus dem heraus es drohend und böse funkelte. Und dann sagte er zu meiner großen Überraschung: „Es ist doch eine Sauerei, wenn ein Mannsbild seine Frau verdrischt, was?“ Das war zornig und grollend gesagt. „Und dabei kann sie doch gar nichts dafür, ihre Mutter hat's ihr eben nicht beigebracht.“

Ich glaube nicht, daß Wuttke auf meine Antwort wartete. Er sprach wohl in erster Linie mit seinem eigenen Gewissen. Weil dieses ihm aber nicht rechgab, deswegen war bei dem letzten Satz wohl auch seine Stimme wieder so geworden, wie ich sie sonst kannte.

„Man muß eben Geduld haben!“ sagte er. „Und immer wieder von vorn anfangen!“ fügte er noch hinzu. Und dann schüttete er wie aus einem plötzlichen Entschluß das noch halbvolle Glas in das Wasserbecken der Theke.

„Zahlen!“ rief er und griff mit der Linken in die Tasche, offenbar um den Geldbeutel zu suchen. Er zog aber zunächst eine Handvoll Papierschnitzel heraus, Fetzen von Zeitungsrandern, von Tüten, den Deckel einer Zigarettenschachtel. Auf diese Zettel starrte er einige Pulsschläge lang mit wieder finstergewordenem Gesicht. Die Ecke einer Illustrierten nahm er dann in die Rechte, glättete das zerknüllte Papier und starrte auf den unbedruckten Rand. Es war etwas darauf geschrieben, schien mir, doch entziffern konnte ich die Bleistiftschrift nicht. Als ich den Kopf hob, sah ich, daß Wuttke lächelte. Ich habe es genau gehört: „Deine liebe Inge!“ sagte er. Dies war wohl die entscheidende Sekunde gewesen. Ich dünkte mir heute. Er gab sich nämlich einen sichtbaren Ruck, knäuelte den Zettelhaufen zu einer Kugel und ließ ihn auf den Boden fallen. Erst dann holte er seinen Geldbeutel und bezahlte!

Ich habe die Papierkugel aufgehoben. Das war vielleicht nicht richtig. Ich sollte weniger neugierig sein. „Bin im Kino; Deine liebe Inge!“ las ich auf dem ersten Zettel. „Bin in der Stadt, Deine liebe Inge!“ stand auf dem zweiten. „Bin beim Friseur!“ – „Bin bei Müllers!“ – „Bin im Kino!“ So ging es ein dutzendmal. Immer stand hinter den drei Worten: „Deine liebe Inge!“

Ich habe nicht gelacht. Ich dachte an die leere Wohnung, die der Vorarbeiter Hans Wuttke nach so vielen Arbeitstagen vorgefunden hatte. Er tat mir leid, aber auch seine Frau tat mir auf einmal leid, weil der Mann gesagt hatte, daß ihre Mutter „es“ ihr nicht beigebracht habe. Doch dann mußte ich trotzdem lächeln, weil mir einfiel, daß Wuttke laut gelesen hatte: „Deine liebe Inge!“ Diese Worte hatten nämlich keineswegs höhnisch geklungen, eher traurig und ganz sicher liebevoll. Wie ich mich daran erinnerte, fiel mir auch ein, was er dabei gesagt hatte: „Man muß eben Geduld haben und immer wieder von vorn anfangen!“ Auch daß er die Kugel mit den belastenden Papierfetzen geworfen hatte, auch das schien mir auf einmal wichtig und erfreulich.

Man könnte an dieses kleine und unwichtige Erlebnis eine großmächtige Betrachtung anschließen. Ich tue es nicht. Ich glaube nämlich, daß die Leser genau soviel Verstand haben wie ich selbst.



Werkstage

40

Altenessener Bergwerks-AG

1. 7. 1956 Fritz Gentler, Hauer
Schachtanlage Fritz
9. 7. 1956 Heinrich Vogelsang, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
15. 7. 1956 Bernhard Sennekamp, Schlosser
Schachtanlage Radbod

Hoesch Bergwerks-AG

4. 7. 1956 Fritz Brauckhoff, Tagesarbeiter
Fürst Leopold-Baldur

Westfalenhütte AG

3. 7. 1956 Wilhelm Nenntwich, Werkmeister
5. 7. 1956 Heinrich Roski, Elektromonteur
12. 7. 1956 Josef Rajkowski, Oberlokfürer
17. 7. 1956 Franz Kurowski, 1. Glüher
20. 7. 1956 Heinrich Gesing, Registrator
21. 7. 1956 Wilhelm Struch, Stellwerkswärter

25

Altenessener Bergwerks-AG

4. 7. 1956 Franz Lipka, Tagesarbeiter
Schachtanlage Emil
4. 7. 1956 Albert Herrmann, Kraftfahrer
Kohlenkontor Stuttgart
7. 7. 1956 Ernst Oste, Lehrhauer
Schachtanlage Emil
12. 7. 1956 Franz Kuzmierz, Hauer
Schachtanlage Fritz

15. 7. 1956 Karl Heinze, Maschinist
Schachtanlage Radbod
29. 7. 1956 Karl Cater, Lampenstubenarbeiter
Schachtanlage Emscher
29. 7. 1956 Hugo Goerke, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz

Hoesch Bergwerks-AG

6. 7. 1956 Karl Pleuger, Ausbauhelfer
Kaiserstuhl Westfeld
12. 7. 1956 Paul Riek, Hauer
Fürst Leopold-Baldur
13. 7. 1956 Fritz Junge, Steiger
Kaiserstuhl Ostfeld
14. 7. 1956 Karl Wulhorst, Hauer
Fürst Leopold-Baldur
19. 7. 1956 Friedrich Endler, Motorenwärter
Fürst Leopold-Baldur
21. 7. 1956 Wilhelm Hilkenbäumer, Kauenwärter
Kaiserstuhl Ostfeld

Westfalenhütte AG

28. 5. 1956 Wilhelm Heierhoff, Küchenhilfe
1. 7. 1956 Friedrich Grossetigges, Betriebsingenieur
3. 7. 1956 Franz Junglaß, Walzwerker
6. 7. 1956 Richard Buschell, Brückenarbeiter
7. 7. 1956 Emil Gansel, Dreher
7. 7. 1956 Alfons Gryza, Maurer
12. 7. 1956 Johann Jarczewski, Elektromonteur
14. 7. 1956 Josef Szyska, 2. Walzer
24. 7. 1956 Adolf Marschinski, Schlosser

Wie machen wir einander das Leben leichter?

Von Kurt Tucholsky

Wir machen uns das Leben leichter, indem wir a) nett zueinander sind. Es ist nämlich nicht nur anständiger, höflich und freundlich gegen seinen Nebenmenschen zu sein – es ist auch unendlich praktischer. Wenn jeder ein Stückchen nachgibt, geht alles viel leichter, geölter, glatter.

Wir machen uns das Leben leichter, indem wir b) uns nicht einbilden, daß eine „Bestimmung“, ein Paragraph, eine Verordnung für die Kleinigkeiten des Alltags auf jeden Fall bis zur endgültigen Niederlage des anderen führen müsse. Das ist ein deutscher Aberglaube. Glatt durch die Straßen fahren kann man nicht, wenn man immerzu „recht“ haben will. In jedem Deutschen steckt so viel Schutzmann – man muß einmal erleben, mit welchen Luchsaugen eine ganze Straße aufpaßt, ob das Auto auch richtig rechts fährt, und wenn es gar eine Dame ist, die chauffiert, dann bekommen die Leute eine Temperatur von 37,9°, wenn sie einen Fehler macht. Das merkwürdigste dabei ist, daß die Polizei, besonders in den kleinen und mittleren Städten, eine Menge gescheiter und vernünftiger, ruhiger Beamter aufweist, die sehr gut verstehen, daß man zwar den bösen Willen und die grobe Unachtsamkeit immer, die kleinen Fehler aber fast niemals zu bestrafen braucht – das regelt sich von selbst.

Wir machen uns das Leben leichter, indem wir c) endlich einmal einsehen, was das ganze westliche Ausland längst eingesehen hat, daß das Leben kein „Dienst“ ist und wir keine Dienstmänner.

Der Deutsche weiß nicht, wie unhöflich das ist, was er „sachlich“ nennt. Niemand hat in einer großen Stadt Zeit, Kratzfüße zu machen und schönen Frauen – mitten auf dem Damm – die Reverenz zu erweisen, das ist klar. Aber der harte Kasernenhofston, den man noch überall in Deutschland antreffen kann; die Beziehungslosigkeit des Sprechenden zu seinem Gesprächspartner; die Kälte im Blick und die Kälte im Ton: Das Leben wird dadurch nur immer schwerer, und es ist gar nicht sachlich und gar nicht „dienstlich“, sondern nur ungezogen und unerträglich.

Wir machen uns das Leben endlich leichter, indem wir d) öfter fünf grade sein lassen, auch, wenn es einmal unser Geld kostet. Die Deutschen sind schlechte Verlierer – ihr kennt diesen Typ vom Skattisch her; da gibt es Leute, die können und können nicht verlieren, dann werden sie ungemütlich. Finden wir aber einmal eine Firma, die nach einem Einkauf sagt: „Wir wollen gar nicht untersuchen, ob das Ihre oder unsere Schuld ist, wir nehmen die Ware zurück, weil uns an Ihrer Kundschaft liegt!“ – so wird sich das in fast allen Fällen rentieren; Kulanz ist immer ein gutes Geschäft. Aber davon sind wir noch weit entfernt . . .

Und kann man sich bei kleineren Schadenersatzansprüchen, wenn's nicht gleich an die Existenz geht, nicht in Güte einigen? „Recht muß Recht bleiben!“ Dieses „Recht“ aber ist bei der Kleinheit der Beträge fast immer böseste Prinzipienreiterei und bitterstes Unrecht, das nur zur Schikane wird. Ist denn das eine Niederlage, wenn ich mich mit einem anderen einige: Jeder von uns beiden soll die Hälfte des Schadens tragen? Ist es wirklich eine Niederlage?

Das Leben wird nicht leichter dadurch, daß sich jeder einbildet, er sei eine Ritterburg für sich – „reichsunmittelbar“ ist ein altes deutsches Ideal und ein schlechtes dazu. Subordiniert – das ist die schlechte Arbeit von gestern. Koordiniert – das ist die gute Arbeit von morgen.

Ungewöhnlich

Kürzlich begegnete ich auf der Straße einem guten alten Bekannten. Nach den üblichen Begrüßungsfloskeln fragte ich ihn, wie sein Urlaub verlaufen sei. „Wundervoll!“ sagte er strahlend. „Ich bin eine ganze Woche an der Nordseeküste umhergewandert, völlig ohne Plan und Ziel. Übernachtet habe ich in kleinen Dorfschenken, eine Nacht habe ich sogar draußen unter freiem Himmel geschlafen, direkt am Wasser. War zwar etwas kühl, aber trotzdem herrlich, vor allem morgens, als die Sonne aufging. Leider habe ich hinterher einen großen Fehler begangen . . .“

„Nanu?“ fragte ich überrascht. „Hast du deine Brieftasche am Strand liegenlassen?“

„Nein“, entgegnete er lachend, „aber ich habe meinen Kollegen in der Firma von dieser Nacht unter freiem Himmel erzählt. Und seitdem betrachten sie mich als einen Verrückten . . .“

Man könnte aus dieser kleinen Begebenheit ohne Schwierigkeiten eine reizende, heitere Kurzgeschichte machen. Ursprünglich wollte ich es sogar. Aber dann bekam ich Bedenken. Denn bei näherem Hinsehen fand ich, daß die Pointe eigentlich gar nicht so heiter ist. Im Gegenteil: ziemlich bedauerlich. Und ein wenig beschämend. Für uns alle . . .

Die lachenden Kollegen, die meinen Bekannten wegen seines ungewöhnlichen Urlaubsvergnügens aufs Korn nahmen – sind sie nicht eigentlich ein Spiegelbild, das uns selbst zeigt? Haben wir nicht alle diese Angewohnheit, Menschen – Mitarbeiter, Freunde, Verwandte und noch mehr natürlich: Fremde! –, die etwas für unsere Begriffe Ungewöhnliches tun, skeptisch zu betrachten? Neigen wir nicht alle nur leider zu leicht dazu, dem Ungewöhnlichen von vornherein ablehnend zu begegnen – nur, weil es ungewöhnlich ist?

Es braucht kein auf „anormale“ Weise verbrachter Urlaub zu sein. Das Ungewöhnliche ist uns in jeglicher Gestalt zutiefst unsympathisch, gleichgültig, ob es sich um eine neuartige Arbeitsmethode, einen ungewöhnlich gekleideten Menschen oder eine unbekannte Speise handelt. Bevor wir dargehen und Methode, Menschen oder Speise ausprobieren, rümpfen wir zunächst einmal die Nase und murren: „Muß das sein?“

Selbstverständlich – und dies zu unserer Rechtfertigung! – sagen wir es nicht grundlos. Denn das Ungewöhnliche ist das Unbekannte, und wer von uns setzt sich gern schutzlos dem Ungewissen aus? Wir ziehen das Bekannte und Bewährte vor: bei unserer beruflichen Tätigkeit ebenso wie in unserem Privatleben. Und es ist nicht nur verständlich, daß wir es tun, sondern auch zu begrüßen. Denn das Bekannte und Bewährte ist das feste Fundament, auf dem unser Leben gegründet ist. Es ist die Garantie dafür, daß alles reibungslos funktioniert: unsere Arbeit, unser Urlaub, unser Familienleben, unsere Ernährung, die Erziehung unserer Kinder. Nur: es ist nicht alles!

Daß es nicht alles ist, sollte uns eigentlich der flüchtigste Blick auf unsere Geschichte lehren. Wäre sie nur eine Geschichte des Bekannten und Bewährten, so dürften wir mit aller Wahrscheinlichkeit noch heute auf der Kulturstufe des Neandertalers stehen. Die Geschichte des menschlichen Fortschritts ist die Geschichte von Menschen, die das Ungewöhnliche taten. Wir wissen es alle, aber wir denken zuwenig daran.

Der Mut zum Ungewöhnlichen ist der Mut zum Experiment. Diese Erkenntnis allein sollte genügen, uns davor zu behüten, das Ungewöhnliche zu gering zu taxieren. Denn unsere Zeit ist zwar in vieler Hinsicht anders als die Jahrhunderte von Kolumbus und Galilei – nur nicht in einer: auch heute ist das Experiment notwendig, wenn wir nicht bei dem stehenbleiben wollen, was wir erreicht haben. Die Chronik der technischen Entwicklung unserer Tage beweist es.

„Schön und gut“, so sagen wir, „aber das notwendige technische und wissenschaftliche Experiment hat nichts mit unserem persönlichen Tun und Lassen zu schaffen. Wozu auch dort das Ungewöhnliche tun, wo es nicht nötig ist?“ Wir sollten nicht so sicher sein, wenn wir es sagen. Auch unserem Leben – unserem beruflichen wie unserem privaten – würde es nicht schaden, wenn wir dann und wann etwas mehr Mut zu ungewöhnlichen Experimenten aufbrächten. Es liegt in unserer Natur, unseren bewährten Gewohnheiten die Treue zu halten. Aber diese Treue zu den sicheren und gut asphaltierten Straßen des Lebens birgt die Gefahr in sich, daß wir uns selbst betrügen, nämlich dann, wenn wir vergessen, daß es abseits der ausgefahrenen Wege Landstriche von bezaubernder Schönheit und Unberührtheit gibt. Wir sollten diese jenseits unserer Gewohnheiten liegenden Dinge häufiger aufsuchen, es ist nicht schwer, oft sind es kleine, unscheinbare Dinge in unserer unmittelbaren Umgebung, wir haben nur verlernt, sie zu sehen; ein schillernder Käfer, ein buntes Blatt, ein spielendes Kind. Freilich: es gilt als ungewöhnlich, sich heutzutage damit zu beschäftigen. Ich kenne einen Menschen, der nichts weiter tat, als eine Sommernacht auf einer Parkbank zu verbringen. Er wird seither von seinen Bekannten für einen spleenigen Exzentriker gehalten. „Wie kann man eine Nacht über im Freien bleiben, wenn man daheim ein weiches Bett hat?“ So kann es uns auch ergehen. Es ist der Preis, den man für ungewöhnliche Erlebnisse zu zahlen hat. Aber er ist nicht zu hoch.

Fred Volker

Das Gebet eines Menschen im 20. Jahrhundert

Gott, gib mir Zeit!
Es fliegt der Tag, es fliegt die Nacht.
Nichts ist vollbracht.
Ich schreie, Gott, zu dir um Zeit.

Ich leb' in einer Zeit, o Gott,
wo alles jagt im wilden Kreis,
wo keiner mehr um Heimat weiß.
Zeit ist nur Geld – und Zeit ist Spott.
Gott, gib mir Rast!

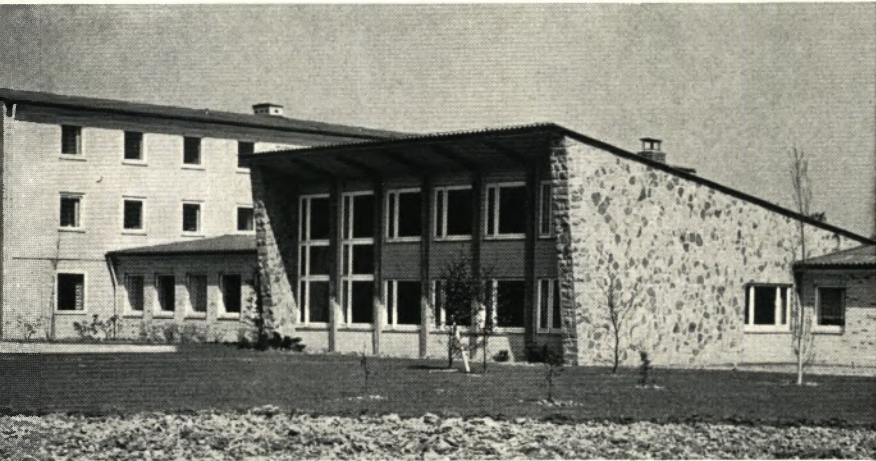
Ich brauche Zeit, in mich zu schaun;
ich brauche Zeit, mir zu vertraun;
ich brauche Zeit, um aufzubaun;
ich brauche Zeit, um dich zu schaun;
o Gott, o Gott!

Pflicht weckt mich: Auf! Die Zeit! Die Zeit!
Pflicht stachelt mich: Der Weg ist weit!
Pflicht ruft: Jetzt mußt du dieses tun!
Pflicht lähmt mich: Halt! Jetzt mußt du ruhn!
Pflicht stiert mich an so fürchterlich.
Ich schreie: Pflicht! Wann lebe ich?
O Gott! O Gott!
Gib du mir Zeit!

Friedrich KayBler

FOTO-WETTBEWERB

UNSERE STADT



Jugendherberge Dortmund-Höchst Josef Köstermeier, Hoesch Bergwerks-AG



Hubschrauber landen in Dortmund Rolf Liese, Westfalenhütte



Reinoldikirche Dortmund Lothar Bedorf, Westfalenhütte



Riegestraße in Hagen-Eilpe Wilhelm Bertram, Schmiedag-Hagen



Stadthaus Dortmund Josef Graben, Hoesch Eisenhandel

